

Hochzeit

Ludwig Thoma

51788.1.55

Harvard College
Library



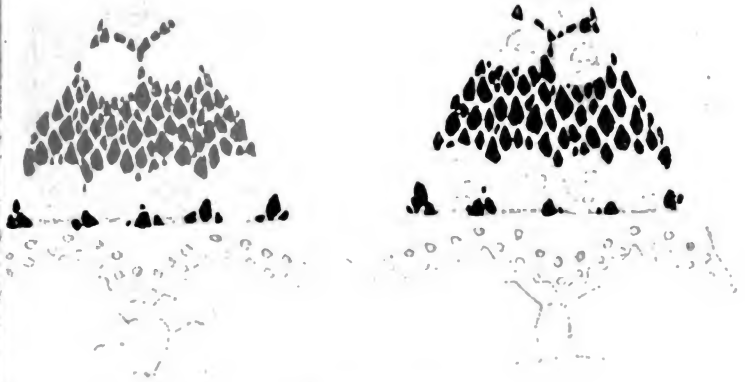
FROM THE LIBRARY OF

Horatio Stevens White

Class of 1873

PROFESSOR OF GERMAN, EMERITUS

Received June 12, 1935



Die
Hochzeit
von Ludwig Thoma

 Verlag Albert
Langen München

Hochzeit

Von Ludwig Thoma erschienen bei Albert Langen:

Assessor Karlchen und andere Geschichten

4.—6. Tausend

Die Medaille Komödie in einem Akt 2. Auflage

Grobheiten Simplicissimus-Gedichte 4.—6. Tausend

Sochzeit

Eine Bauerngeschichte

von

Ludwig Thoma

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Bruno Paul

Drittes und viertes Tausend



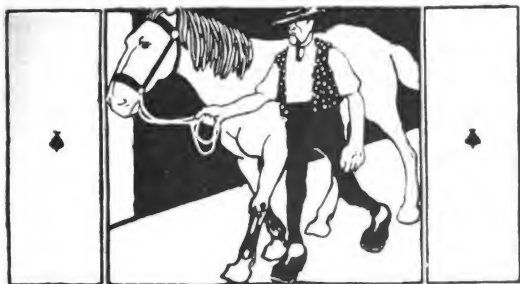
Albert Langen

Verlag für Litteratur und Kunst
München 1902

51788.1.55

✓ HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
PROFESSOR HORATIO STEVENS WHITE
JUNE 12, 1935

51788.1.55



Erstes Kapitel

Andreas Weidenschlager, dem Keischlbauern von Pellham sein Sohn, war jetzt geschlagene achtundzwanzig Jahre alt, und es schien Zeit, daß er den Hof übernehme. Mit dem alten Keischl ging es bedächtig abwärts. Seit dem Schlaganfall im vorigen Sommer war er von der Kraft gekommen, und zu allem Unglück ging ihm am Blaslustag das hintere Rad von einem Fuhrwerk über den Fuß. Er mußte drei Wochen im Bett liegen und hatte viel Zeit, über das nachzudenken, was jeder muß und was keinen freut, alt werden, mein' ich, und sterben.

Auf dem Land ist die Sache nicht so wie in der Stadt, wo die meisten bis zu allerlezt das Vermögen ängstlich beisammenhalten und denken:

Ludwig Thoma, Sochzeit

1

1

Wenn ich einmal tot bin, werden die Erben schon einig werden oder auch nicht. Ein Bauernmensch will noch zu Lebzeiten Ordnung haben und sehen, daß die Heimath in richtige Hände kommt. Die Geschlechter ziehen auf und gehen, aber der Hof bleibt. Er muß regiert werden, und es geht nicht, daß ein alter kranker Mensch der Sach' vorsteht, der nicht mehr nachsehen kann zum Rechten und den Ehehalten (Dienstboten) ausgeliefert ist.

Ich glaub' nicht, daß der Keischlbauer sich die Gedanken alle so schön gesetzt hat, aber der Sinn war der nämliche. Und darum hielt er mit seiner Bäuerin eine verständige Zwiesprach.

„Bäuerin,“ sagte er, „mi müassen übergeben. Es geht gor nimmer anderst; des giebt's gor it, daß i no a mal wer'; wann mei Saffen guat is, Fimmt wieda was anders.“

„Sell is scho wohr, wann mi 's richti bedenkt,“ antwortete die alte Keischlin.

„Und nacha, amal muass 's ja do sei,“ sagte er wieder. „Siehgst, der Andrä geht ja fleissi nach; aba es ist do was anders, wann er selber regiert. Bei de Deanstboten is ja finscht der Reschpekt scho gor it a so vorhanden.“

„Und voraus mit die Weibsbilder,“ gab die Bäuerin zurück, „do is ja ganz aus. I fon aa nimmer a so, wie s' is braucht, und 'd Mariann thuat g'rad was gern mog. Erscht

gesting hat's der Bless wieda foa Suatta net vorgeben. Uud mit die Floan Sackein gieb sie si überhaupts glei gor it ab."

„Es g'hört halt a junge Bäurin auf'n Hof."

„A freili."

„Woast was, Bäurin, auf Georgi übergeben mi. Derweil fo si der Andrä a Hochzeiterin finden, und bal nacha d' Heuarndt o'geht, san schon de Junga auf'n Hof. Is aa besser, als wann mi ins no furt fretten."

„Mi is a lieber, Keischel, wann mi im Fruahjahr übergeben. Jetzt muass halt der Andrä schaugen, daß er bald a Hochzeiterin zum Zeug bringt. Die welchene moanst, daß er heiraten soll?"

„In Pellham is foane, Bäurin; an Haberlbauer die sei kriagt net mehra, als wia achtausend March, und des is net amal ganz g'wis."

„I ho mi scho denkt, Keischel, ob an Schloßbauern vo Vierkirchen sei zwoate Toхта net recht war. Do is sei a schön's Sach beinand und Bargeld."

„An Schloßbauern a seinige Toхта? War net z'wider. Uba woast, vielleicht liass si oane auftreiben, die wo no mehra hätt."

Die Zwiesprach wurde unterbrochen, weil Andrä hereinkam. „S'Good," sagte er, und hing den Sut an den Nagel; dann klopste er den Schnee

1*

von seinen Stiefeln und setzte sich auf die Ofenbank neben die Kage hin.

„Mi hamm grad vo dir g'redt, Andrä,“ sagte der alte Keischl.

„So?“

„Ja.“

Andrä holte aus der Rocktasche eine Zigarre hervor, und weil die Blätter locker waren, fuhr er mit der Zunge daran auf und ab, bis sie hielten.

„Mi wern im Fruahjahr übergeben,“ sagte der Alte.

„Des habt's scho oft g'sagt.“

„Ja, aba jetzt geah't's gor nimmer anderst. Der Muatter is aa recht, wann mi in Austrag gengan.“

„Wann mi's richti bedenkt, is des des G'scheidtest,“ bekräftigte die Keischlin.

„Es waar nimmer z'fruah. I geh jetzt scho auf'n Dreiß'ger hi,“ sagte nach einer Weile Andrä und zog heftig an seiner Zigarre, welche nicht brennen wollte. In der Stube wurde es still; man hörte die Uhr ticken und das Feuer knistern. Die Kage rieb behaglich schnurrend ihren Kopf an der Ecke des Kachelofens.

„Sollt'st da halt g'schwind um a Hochzeiterin schaugen,“ fing der Keischl wieder an.

„Mi hamm g'moant, an Schloßbauern vo

Vierkirchen a seinige Tochter," sagte die Keischlin und legte ein Buchenscheitel im Ofen nach.

"An Schloßbauern a seinige? Warum it? Ni is recht."

"Ja, aba da Vater moant, vielleicht Funst oane Friagen, die wo no mehra hätt'."

"Sell waar no besser," meinte Andrä und zündete zum vierten Mal seinen Stummel an. "Is allemal besser mehra als wia weniger."

"Moanst it, daß ma r' ebber an Seichtl fragen sollten?" fragte der Alte.

"An Seichtl?"

"Ja. Der Funnt ins leicht oane verraten. An Schneider Lenz vo Sünzing hat er a ganz a schware zuabracht. Bis vo der Hollerbau aufa."

"Probier ma's. I thua eahm a Botschaft, daß er kimmt. I muuß a so moring auf Wagling fahren, weil i vom Göschl a Suhr Prügelholz Friag."

So endete die Unterredung, in welcher beschlossen wurde, daß Andreas Weidenschlager in den Ehestand treten sollte. Am nächsten Tag begab sich der Heiratskandidat nach Wagling; er brachte zuerst sein Geschäft in Richtigkeit und ging dann bedächtig zu dem Fleinen Hause, wo Nepomuf Seichtl wohnte.

Seichtl war Schäfer der drei Gemeinden Tiefenbach, Niederrot und Wagling und versah noch manches Geschäft nebenbei. Er hatte einen

guten Kopf und dachte über viele Dinge nach, die anderen Leuten entgehen. Weil er von Jugend auf mit dem Vieh umging, erwarb er sich eine nicht geringe Kenntniss von den Gewohnheiten und Bedürfnissen desselben. So wurde er mit den Jahren ein tüchtiger Heilkünstler oder Pfuscher, wie die Doktores alle Leute nennen, die ihre Wissenschaft nicht aus den Büchern haben. Er übte nicht ohne Glück seine ärztlichen Funktionen auch bei den Menschen, und die meisten Leute aus den umliegenden Gegenden gingen erst dann zu dem staatlich approbierten Arzte, wenn Seichtl diesen letzten Schritt selbst anriet. Im Beschneiden der Hunde, Schweine und Hengste hatte Seichtl große Fertigkeit und schmälerte auch in dieser Beziehung die Einkünfte des Bezirkstierarztes, welcher sich darüber ärgerte.

Das alles genügte aber dem regen Erwerbssinn des Wazlinger Schäfers nicht. Er war Zeit seines Lebens weit herumgekommen und kannte alle Gemeinden von Wolnzach bis Dachau. Er konnte den Metzgern verraten, wo ein gutes Stück Vieh zu kaufen sei, den Güterschlächtern, wo es einen Hof zu zertrümmern gäbe, und den Leuten, welche sich verheiraten wollten oder mußten, wo sie das Richtige finden könnten. Sein Ruf als Schmuser war weit verbreitet und, wie ich mit Wahr-

heit behaupten kann, auch wohl begründet. Darum hatte der alte Keischl gleich an ihn gedacht, und darum begab sich jetzt der Andreas zu ihm in das kleine Häusl am äußersten Ende des Dorfes.

Seichtl war allein in der Stube und beschwichtigte den Schäferhund, welcher den eintretenden Bauernburschen anknurrte.

„S'Good, Seichtl!“

„S'Good, Andrä. Kimmst vo Pellham rüber?“

„Ja; i hon a G'schäft g'hot. Da Göschl hat mi a Fuhr Prügelholz vofast.“

„So, da Göschl? Bist it bald staad, Phyllax? Schinderviech miserabligs! Do gehst eina!“

„A schiachs Weda is heint,“ fing Andreas wieder an.

„Ja; hot di da Wind recht herblasen, vo Pellham aufa?“

„Scho. Er geht a bissel schneidi.“

„I glaab dir's. De Kälten dauert aba nimma lang.“

„Moanst?“

„Ja; d'Scheermäus' graben auf. Da leint's auf.“

„Is besser aa, bal die G'frier amal weggeht.“

„Sat lang gnua herg'halten. Wie geahrt's denn an Vata?“

„Geahrt eahm scho wieda.“

„Da Knecht vom Unterbräu is eahm über'n Sapeu übri g'fahren, gel?“

„Ja, am Blasitag.“

„Sab's an Dofka g'holt?“

„Na, er is selm femma, weil er an Vatern
z'Dachau drin glei dabunden hat.“

„Aha. Er werd eahm halt an Els übri g'legt
ham?“

„Ja. Mi hamm so an Sack faast, den hot
er allaweil drauf hamm müassen.“

„Ganz richti. Wann er jetzt no an Wehdam
(Wehthun) spürt, sollt' er si a diam mit Franz-
branntwei ei'reib'n, sagst eahm.“

„I wer's eahm sag'n.“

Es trat eine Pause ein. Seichtl sah zum
Fenster hinaus und sagte: „Da dreht geht ja
da Stanner Peter. Der werd bei'n Messner-
bauern g'wen sei wegen sein Prozeß. Sie wer'n
sie vergleich'n, hon i vazählen hör'n.“

„So?“ erwiderte Andreas, „an Vogleich
macha's? — Du, Seichtl, i muasß di was
frag'n.“

„I woasß scho.“

„Was woasßt?“

„Ja, wegen a' ra Hochzelterin werst halt
fragen.“

„Wia host jetzt du des derrateten?“

„Des is net schwaar g'wen,“ sagte Seichtl; „des
hon i g'wißt, wia's bei der Thür rei bist. Du
bist ledi, der Vata werd alt; jetzt werd da halt
s' Seltraten not sei.“

„Allerdings; es is bereits a so. Woast ma Foane, Seichtl?“

„Wissen? Ja, wissen that i mehra.“

„Sagst ma halt oane.“

„Des geht net so g'schwind, Andrä, da muasß z'erscht i allerhand wissen.“

„Wos denn?“

„F'allererscht muasß i wissen, wie viel i kriag, und nacha, wie viel du willst.“

„Mi lassen ins net a'schaug'n, Seichtl. Balst a richtige Sochzeiterin herbringst, lassen mi scho was springa. Muasß it moan.“

„I glaab's gern, i glaab's gern. Aba woast, Andrä, i bin a so, daß i's gern g'nau woasß.“

„Muasß halt amal was verlanga.“

„Ja. No, pass auf! Bal i dir oane zuabring, de wo fufzehntausad March kriagt, bar auf d' Sand, vastehst, nacha muasß dreihundert Markl zahl'n.“

„Dreihundert March?“

„Ja.“

„Des is aba viel Geld, Seichtl.“

„Fufzehntausad March is aa Foa Dreck.“

„Scho. ABA du host ja Foan Arbet dabei. Du brauchst ja net viel mehra thoa, als daß d' ma'r an Nama sagst.“

„Und Du brauchst nij thoa, als wie heiraten. Des is aa Foa Arbet, und kriagst do fufzehntausad March. ABA balst net magst, laßt as bleib'n!“

„Zwoahundert waar aa gnua, Seichtl, zwoahundert Markl.“

„Na, mei Liaba; nachlassen thua i nip.“

„Ja, is aba g'wiß, daß die fufzehntausad March auf d' Sand kriagt?“

„Für dö's garantier i. Koan Pfennig weniga.“

„Also, nacha vo mir aus. Gelt scho. Bals a so is, wia's D'sagst, zahl i dreihundert Markl.“

Seichtl schlug in die dargebotene Sand, und das Geschäft war richtig. „I will dir was sag'n, Andrä,“ fing der Schäfer wieder an, „i ho scho lang an Aug auf di g'habt. Balst net selber femma waarst, hätt i vielleicht amol umig'schaugt auf Pellham. I woaß dir zwoa Hochzeiterinna, de wo akrad für di passen thaten.“

„Zwoa?“

„Ja; da kost dir's außasuacha. De oane ist z' Hirtlbach, an Steffelbauern a seinige Tohta. De kriagt sechstausad March auf d' Sand und zehntausad March bleiben auf'n Hof. Bal da Alt übergiebt, muuß di da Jung auszah'l'n, oder du kost 'as liegen lassen auf zwoate Hypothek. D'Hypothek is guat, und vier Prozent Zinsen san dir g'wiß.“

„Sechstausad und zehntausad waren sechzehntausad March,“ meinte Andrä.

„Ja, ausgrechent sechzehntausad.“

„Des liaz si hören, Seichtl. Und wer is de ander?“

„De ander? De ist gor it weit weg. De is von Salvermoser z'Wisolzriad. Der Vata is an legt'n Hirg'scht g'storm, d'Nuatta leb in Austrag z'Unterbachern, und sie is seit ara zwoa Monat da herob'n z'Wagling, bei ihra Schwester, da Schneiderbäurin. De hat Bargeld fufzehntausad March in Pfandbrief, weil da Hof von ihran Vata z'trümmert worn ist, s'Geld is glei auszahlt worn.“

Andrä hatte aufmerksam zugehört und eine nachdenkliche Miene aufgesetzt. „Es san um tausad March weniga,“ sagte er dann.

„Ganz richti,“ erwiderte Seichtl.

„Aba ma Friag's glei auf d'Sand, brauch it lang umschneiden?“ fragte Andrä.

„Do gieb's gor nix. Koa hinum und foa herum.“

„Sm. Bal i de oane nimm, de von Steffelbauern z'Sirtelbach, müassten mi warten, aba vier Prozent traget's.“

„Allerdings.“

„Wann i aba fufzehntausad March gleich in da Sand hätt, funnt i s' Abstandsgeld na auszahln, und funnt ma no a fufzeha Tagwerk zum Hof zuawi faafa.“

„Des is richti.“

„Woast was, Seichtl,“ sagte Andrä resolut, „i nimm de Salvermoserin. Bargeld lacht.“

„Wia's d'moanst,“ erwiderte Seichtl; „du hast d' Auswahl.“

„I bleib dabei. Wann Funnten mi denn de G'schicht richti macha?“

„Ja, bald. Sie muass halt z'ersch Einker Sach o'schaug'n. I wer ihr Botschaft thoa, daß 's mit ihra Schwester auf Pellham übrifimmt.“

„Is recht. Seunt hamn ma Deanstag, morning muass i ins Holz auss; am Donnerstags? Na, halt, da fon i aa net. Epper am Freitag?“

„Am Freitag? Na, an an Freitag soll mi nif ofanga.“

„Also nacha soll's am Samstag übrifemma? — Is recht, ja.“

„Es bleibt dabei. Balst d'as aba o'schaug'n willst, kost gnua umi geh zu'n Schneiderbauern.“

„Na, i mog it. Ausmachafinna mi heut do nif, vor's an Hof net g'sehg'n hat. Und Zeit hon i aa foane mehr. I ho mi scho lang gnua verhalten. Jetzt pfuat di Good, Seichtl!“

„Pfuat di Good, Andrä, und de dreihundert Markfln friag i am Tag nach der Hochzeit.“

„Jawohl, seit si nif.“

Andrä verließ das Häusel und ging die Dorfstraße zurück. Als er beim Schneiderbauern vorbei kam, sah er eine Weibsperson über den Hof zum Kuhstall hingehen. „Epper is gor de Salvermoserin g'wen,“ dachte er. Dann holte er aus der Rocktasche eine Zigarre hervor, und eilte zum Wirtshaus, wo er sein Suhrwerk eingestellt hatte.



Zweites Kapitel

Als Nepomuk Seichtl sich des anderen Tages rasierte, bedachte er bei sich die Aufgabe, welche ihm nunmehr oblag. Er hatte der ehresamen Jungfrau Emerentia Salvermoser zu eröffnen, daß die Wahl des Andreas Weidenschlager, Keischelbauernsohnes von Pellham, auf keine Geringere als sie gefallen sei. Er hielt plötzlich mit dem Rasieren inne, drückte das linke Auge zu und stieß einen langgedehnten Pfiff aus. Es war ihm etwas einfallen. Und sichtlich etwas Freudiges, denn seine Züge nahmen einen vergnügten Ausdruck an, als er vor sich hinsprach: „Singanga zum Schneiderbauern is er net. I hab g'nau aufgepaßt. Vielleicht riegelt si no was.“ Er machte sich fertig und rief seiner Frau. „Stasi, paß

auf'n Hund auf, daß er mir net nachlaufft — do gehst nei, Phillipax, marsch di Rag! Und thua mi d'Sau fuattern, i woaff net, wann i hoamfimm.“

Nach diesen Befehlen begab er sich fort, um den Hof des Schneiderbauern aufzusuchen. Da er jedoch ein Verächter fremder Neugierde war und vieles Fragen nicht liebte, ging er nicht gerade auf sein Ziel los, sondern schlug einen Saften links ab und kam von hinten in die Behausung der Emerentia Salvermoser.

Er traf zuerst die Schwester derselben, die Schneiderbäuerin. „Was willst, Feichtl?“ fragte sie. „Mi hamm do heunt foane Nudel bacha.“

„Woaff scho. Zwegen dem fimm i aa net. Aba an schön Glachs hätt i, lusttrocka und guat zum brecha, i gab'n billi her.“

„Mi brauchta foan, Feichtl, mi ham selm gnuua.“

„Ja, aba d'Schwesta möcht'n vielleicht; sie hat g'sagt, bal i oan übri hab, sollt i femma.“

„So? Red'st halt mit ihr. Sie werd it weit sei; wart, i schrei ihr amal. Emerenz! Emerenz!“

Eine schrille Stimme antwortete vom hintern Ende des Ausganges her: „Wos geit's?“ — Dann hörte man eine Thüre öffnen und sah eine große vierschrötige Weibsperson in der Dämmerung auftauchen. Sie kam näher, wo-

bei die schweren Holzpantoffeln einen ziemlichen Lärm auf den Steinfliesen verübten. Wir haben Emerentia Salvermoser vor uns, ein stark gebautes, robustes Frauenzimmer; nicht schön, aber von rüstigen Manieren und lebhaften Bewegungen. Das Gesicht ist mit Sommersprossen bedeckt, besonders um die stumpfe, aufwärts stehende Nase herum. In dem dürftigen braunen Haar, welches unordentlich in die Stirne hereinhängt, stecken ein paar Strohhalme, weil die Emerenz auf der Tenne war. Die großen, gut entwickelten Hände sind unter dem Schurz versteckt, aber nur so lange, bis Emerenz das Bedürfnis fühlt, mit dem Rücken der rechten Hand einige Male unter der Nase herumzufahren.

So sah die künftige Keischelbäuerin aus.

„Wos geit's?“ fragte sie noch einmal, als sie näher gekommen war.

„Der Seichtl will di,“ antwortete die Schwester, „weillst'n b'stellt hast, weg'n an Glachs.“

„I? I ho do koan Glachs it b'stellt?“

„Da Seichtl sagt's.“

„Do woass i gor nix.“ Hier unterbrach sich Emerenz, da sie bemerkte, wie ihr Seichtl heftig zublinzelte, — „oder wart,“ fuhr sie mit großer Geistesgegenwart fort, „oder wart, g'sagt hob i scho amol wos von an Glachs, g'sagt hon i scho wos, aba i woass nimma so

g'nau, hon i oan b'stellt, oder hon i Foan b'stellt, Seichtl?"

„Jo Emerenz, woast as nimma,“ sagte der Schäfer und zog die Augenbrauen bedeutungsvoll in die Höhe, „as vori Monat is g'wen. Du bist bei der Stanner Jenzl hiebei g'stanna, do hon i zu Dir g'sagt, Emerenz, hon i g'sagt, balst an Glachs brauch'a Kunnt, sog i, i Friag z'nachst an recht an billigen, hon i g'sagt. Und Du hoscht nacha g'sagt, is scho recht, hoscht g'sagt. Woast as nimma?“

„Jezz fallt's mir schon ei,“ log Emerenz, „an a'r 'an Montag is g'wen. I woast no recht guat, weil i mit da Stanner Jenzl von der Tanzmusi g'redt hab. No, hoscht jertz an Glachs?“

„Und was für an guaten! Kimm a Bissel auffa, in Hausgang drin kost'n net a so sehg'n.“ Seichtel zog bei diesen Worten einen Bündel Glachs aus irgend einer Tasche und ging voraus in das Freie. Emerenz folgte, und die Schneiderbäuerin, welche keinen Glachs brauchen konnte, ging wieder an ihre Arbeit in die Küche. „Wos willst mi denn?“ fragte Emerenz, als sie mit Seichtel im Hofe stand.

„Pst! Thua net so laut reden! Pass auf, Emerenz, hast as Heiraten net an Sinn?“

„An Sinn? Ja, an Sinn hätt i's scho.“

„I Kunnt dir vielleicht an Sozeiter verraten.“

„So? sagte die Salvermosertochter, und schnupfte heftig auf, weil sie kein Sacktüchel dabei hatte; „so? wen denn nacha?“

„Ja, wen? Des is leicht g'fragt. Aba woast, Emerenz, ganz umasinscht möcht i net arbeten. I möcht halt aa gern a Bissel was dabei vodean.“

„Kost ja was verlanga, bal mi de Sach g'fallt.“

„G'fallen? G'fallen that's dir guat, Emerenz, des sag dir i. A saubers Anwesen; fünfad'achtz'g To'werk Grund und neun To'werk Solz. Da Bodenzins is it z'viel und d'Schulden san ganz weni. A Bissel a Kirchgeld is drauf, und des ander will it viel hoassen. Des waar g'rad recht für di, Emerenz.“

„Wann mi's bedenkt, is it schlecht,“ meinte die Salvermosertochter.

„Und guat waar's aa,“ fuhr der Feichtl fort, „balst wo eini heiraten thatst. Thuast allerweil d'Arbeit für anderne Leut, und hoscht selm nij davo.“

„Des is wohr.“

„Wos is denn, wennst bei da Schwesta bist? Sie Fo di guat brauchta, schaug, aba du werst alt dabei, und bischt do net mehra, wia r'a Deanstbot.“

„Des is wohr.“

„I ho desweg'n nij sag'n mög'n vor da Schwesta. Dera is do net recht, balst weg fimmst.“

„Aufhalten Fo's mi a net.“

„Allerdings, aba bal's in di eini bengst, des is aa z'wida. Des Xeden hat Foan Wert.“

„Des is woahr?“

„Und schaug, Emerenz. Eppas anderst's is do, balst in dein eig'na Sach hockst. Sat do an ganz andern Surm, net?“

„Sell is g'wiß.“

„Und nacha muast as richti o'schaug'n, Emerenz. Fünfad'achz'g To'werk Grund is it weni. Des mehra is Woaz und Sabern, und des ander san guate Wiesen.“

„I sog it, daß's wenig is, Seichtl.“

„No, nacha kunnst aba hundert Marfl spizen, moanst it?“

„Auf des gang's mir it z'samm.“

„Gelt, sagst 'as selber, Emerenz, es is it z'viel volangt? Siegst as, des g'fallt mir, daß du des selm sagst.“

„Ja, aba blos, bal mi's Sach g'fallt.“

„Sell is g'wiß. Paß auf, mi macha die G'schicht rechtsinni aus. Du zahlst mi hundert Marfl an dem Tog, wo d'Übergab notarisch g'macht werd, vor da Sozet. Darnach, woast, geht's nimma so guat, weil er nacha d'Sand auf'n Geld hot. Und du kost eahm do it glei sog'n, daß d'an Schmus zahl'n mußt. Is dir it recht a so?“

„An Tog, wo d'Übergab notarisch werd?“

2*

„Ja, von Notari weg.“

„Is recht, Seichtl. Nacha san mir oani. Jetzt muast aba no sag'n, wer er is.“

„Freilli; des is ja d'Sauptsach. Er is da Reischelbauernsohn vo Pellham; sei Vata will übergeb'n, weil er foan recht'n G'sund mehr hot.“

„So? Vo Pellham? Do bin i no nia drent g'wen. Es is it weit weg?“

„Zu'n Geh' guate anderthalbe Stund; hintahalb Sinzing liegt's.“

„Sintahalb Sinzing?“

„Ja. No, du werst as bald sehg'n. Mi müassen do umi, d'asß das Sach o'schaugst; wann hät't denn Zeit, Emerenz?“

„Mi is jeda Tog recht, Seichtl. Vo mir aus scho moring.“

„Herrschaftsafen, pressiert's dir a so? Na, moring geht's net; do hon i a G'schäft; an Freita is aa nix; aba, paß auf, wann's dir recht is, nacha genga mir an Samstag. Mogst it?“

„Jo; i mog scho.“

„Wie is denn? Sag'st da Schneiderbäuerin nix, daß s' eppa mitgang?“

„Na, des thua i gor it. Wann's nix waar, hätt i g'rad a dumm's G'red hintadrei, und wann's was werd, derfragt sie's no früh gnuu.“

„Do host recht, Emerenz. Do host du ganz recht. I bin aa 'r a so. I mog it, daß d'Leut

alles wissen. Mi gengan alloa auf Pellham, vastehst? Du kost ja da Schneiderbäurin leicht was verzähln, net?"

"I paß gor it auf auf die. I sag ihr halt, daß i zu da Kottmaier Theres auf Tiefenbach umi geh."

"Ganz richti, und bal's di jetzt fragt, warum daß d' so lang bei mir herausg'stanna bist, nacha sagst ihr, mi waar'n it handeloans worn."

In diesem Augenblicke zeigte sich die Schneiderbäuerin im Thürrahmen und rief mit gut vernehmbarer Stimme: „Emerenz! Kimmst denn gor nimma rei? Wo bleibst denn gor a so lang? Woast denn it, daß mi s'Knödelbrod schneiden müassen?"

"I — ja! Brauchst do it gor a so z'schrei. I kimm scho."

Emerenz machte sich unwillig daran, in das Haus zu gehen. „Is ja wohr," sagte sie noch ärgerlich, „foan Augenblick hast an Ruah," und dann stieß sie mit dem Fuß einen Feuerstein weg, der gerade vor ihr lag.

Seichtl ging noch einen Schritt hinter ihr drein und flüsterte ihr zu: „Also paß auf, am Samstag um halbi achti in da Fruah wart i bei'n Estererhölzl auf di" und laut sagte er: „Pfüat di Good, Emerenz, vielleicht geahrt an andersmal mehra G'schäft. Pfüat die Good, Schneida-

bäurin, dei Schwester is grad so wie du. Is
ihr aa alles z'teuer."

"Is scho recht," brummte die Bäuerin, „geh
amal zua und halt ander Leut net vom Ar-
beten auf!"

Damit schritt sie in den Hausgang hinter der
zürnenden Emerenz, welche wiederholt sagte:
„Is ja wahr! brauchst do it gar a so z'schrei.
I bi scho da." —



Drittes Kapitel

Der Waglinger Schäfer hatte das Wetter gut vorausgesagt. In der Nacht vom Freitag auf den Samstag war Thauwetter eingetreten, und gegen den Morgen erhob sich ein starker Südwind, welcher mit dem Schnee geschwind aufräumte. Die Luft war klar, und man sah weit über die flachen Schneefelder hin, auf denen Dörfer und Wälder wie dunkle Flecken lagen. Die Berge waren ganz nahe herangerückt; ihre Formen hoben sich scharf umrissen vom Himmel ab, und man hätte glauben mögen, es seien nur ein paar Stunden zu gehen über die Hochebene weg zum Heimgarten oder zur Benediktenwand. Im Esterer Sözl ging die Baumtraufe. Von den Ästen fielen die schweren Tropfen und verursachten ein ein-

töniges Geräusch, welches nur unterbrochen wurde, wenn der Wind die Bäume schärfer anfaßte und sie so herschüttelte, daß ein ganzer Regenschauer mit einemmal niederging.

Sie und da rumpelte ein Hase aus dem Dickicht, weil ihm die Traufe zu stark auf den Balg ging, oder ein Reh sprang in weiten Sätzen auf das Feld hinaus. Nepomuk Seichtl beobachtete dies alles unter einer mächtigen Kottanne, deren Zweige ihm guten Schutz gegen die Nässe gewährten. Er sah scharf aus, das Straßel hinauf, welches von Wagling herführt. Endlich zeigte sich eine vermummte Gestalt, welche in langzügigen Schritten näher kam.

Es war eine Weibsperson, welche den Rock über den Kopf geschlagen hatte, und bei schärferem Hinschauen erkannte man jetzt, daß es Emerentia Salvermoser war. Seichtl trat aus seinem Verstecke heraus und begrüßte die Ankommende. „Guat'n Moring, Emerenz. I ho mi scho denkt, du host epper it auskinna dahoam.“

„Jo, auskinna hon i scho. Aba sie hat mi so lang aufg'halten; sie hätt wissen mögen, warum daß i des schö G'wand o'leg. Sie hot s'froggn gar nimmer aufg'hört.“

„Wos host nacha g'sagt?“

„Ni is lang nix eig'falln. Auf d'lezt hon i g'sagt,

weil i do scho amol furt geah, möcht i gern beicht'n
in Singing."

"Des hoscht g'scheidt g'macht. Des werd's dir
aa glaabt hamm?"

"I woass it. Sie hot so g'spassi dreig'schaugt.
Alba mi is gleich. Bal sie's derfragt, liegt mi
aa nif dro."

"Do hoscht recht. Du brauchschd ja net auf-
passen."

"Bal's eppes werd, scho gor it."

"Es werd scho was. Brauchschd di it kummern,
Emerenz, es werd scho was. Bal i des net
g'wiss wissen that, hätt i nif g'sagt zu dir. I
hon a feine Nasen auf des."

"Ni wern's scho sehg'n," antwortete Emerenz
und schritt bedächtig hinter Feichtl einher. Sie
achtete wohl auf den Weg, der in dem Thau-
wetter sulzig geworden war und vermied, so
gut es ging, die größten Lacken. Darum kam
längere Zeit kein rechtes Gespräch in Schwung.
Als sie aber Singing erreichten, fühlte sich Feichtl
verpflichtet, aus dem reichen Schatze seiner
Landeskunde einiges zum besten zu geben. „Da
hoast ma's beim Haberlschneider," sagte er und
zeigte mit dem Kopf auf das erste Haus rechts
von der Straffe; „der hot von Schwarzmaurer
z' Niederroth oane aussag'heiret. Sie hot eahm
zwoa Kinda bracht, nacha hot's auf oamal d'
Sucht kriagt. I hon ihr aa nimma helfa Finna,

s' Blut is z'weni g'wen. Sie is nacha g'storm, an Auswärts werd's a Johr. Er werd eahm wieda heiraten müassen. S' Sach is floa, und Schuld'n san grad gnua vorhanden." Emerenz schielte aus ihrem Kopftüchel hervor nach dem Bauernhofe, sagte aber nichts.

„Der Hof g'hört an Schuller Georg,“ erklärte Seichtl beim dritten oder vierten Haus. „Do dem is da ältest Bua z' Laufen; da Barthl, balst'n kenna.“

„I kenna eahm it.“

„Aber g'hört werst scho eppas ham vo dera Kafferei z' Sirtlbach am Summa vorig's Jahr?“

„Ja, i hon scho a mol was verzähl'n hören.“

„Do is an Schuller sei Barthl dabei g'wen, als Haupttradersführer. Da Metzgerbauern Lenz is eahm a bissei z' fest am Maßkrug hifemma und is sechs Wocha lang in Kranf'nhaus g'legen. An Barthl ham's beim Landg'richt a vier Monat aufsig'haut. Des is an alt'n Schuller anderst z'wida. Aba es is a mal so, de junga Kampeln müassen raffen, es geacht it anderst.“—

„San halt Luada,“ meinte Emerenz.

Unter solchen Gesprächen schritten sie durch Singing. Beim Wirtshaus hielt Seichtl ein wenig an. „Mogst foa Salbe Bier trink'n, Emerenz?“

„Na, es is mi no z' fruah.“

„Aba a Stockwurst waar it schlecht?“

„Na, i mog it. Es werd z' spot. Schaug ma, daß ma'r auf Pellham femma.“

„Also geh ma zua. Aba schad is. Da Stripner macht feine Stockwürscht.“

„Ko scho sei; in Pellham werd's aa was geb'n.“

„Des scho; jetzt ham ma no leichte dreiviertel Stund zum Geh'!“

Beim letzten Haus wußte Feichel wieder etwas zu erzählen. „Des is beim Griebler. Der is auf da Gant, Emerenz, weil er an Bankzins it zahl'n ko. In a 'ra drei Wocha is d' Vosteigerung. I glaab aba, daß eahm sei Schwoga auf d' letzt do no a mol aushelft. Da Mo is fleißi, aba s'Wei taugt gor nix. De holt oa Maß Bier nach der andern bei'n Wirt drent, und jed'n Tog is s' bsuffa. Selifa thuat gor nix. Er hat's scho so umanand g'schlag'n, daß s' ganz verzagt g'wen is. Aba an nächst'n Tog is des nämli g'wen. Jetzt hor's mit'n Schnaps o'gfangt, do werd's bal gor sei.“

„Is net schad drum,“ sagte Emerenz.

„Ja g'wiß it. Wann's nur g'rad vor a drei a vier Jahr o'fragt waar, nacha hätt' si da Griebler no helfa kinna. Jetzt is nimma viel zu'n richten.“

„Des is allemal a Kreuz, bal sie nix is. Bei unsern Nachbarn z' Zielriad is aa so oane g'wenn; da Hof is alle Jahr bess'a z'ruckganga.“

„I woass it, ham's 'n no, oda is a scho vo-
steigert.“

„Do host recht, Emerenz; bal foa Zusamm-
halten net is auf an Hof, is glei vorbei. Gor
aus bei de Zeiten. S' Troad hot foan Preis,
de Deanstbot'u Kosten so viel, daß s' ganz aus
is', und d' Steuern wern allawei mehra. Da
hoast's z'sammklauben, finscht geath's dahi.“

„Des hört mi heunt oft sag'n, Seichtl.“

„Es is aba 'r aa wohr. Es is nimma wie vor
dreiß'g Jahr, wo da Schaffel Woazen nach'n
alten Geld achtadreiß'g und vierz'g Guld'n
kost hat. — Do schaug hi, Emerenz, siehst do
liegt Pellham.“ Die Straße war ziemlich an-
gestiegen, und sie hatten jetzt den Buckel eines
Sügels erreicht, von dem aus sie in ein weites
Thal hinabschauten. Gegen die Amper hinauf
sahen sie ein freundliches Dorf. Um die Kirche
mit ihrem schlanken, spitz auslaufenden Turm
lagen etliche zwanzig Anwesen, die meisten recht
behäbig und stattlich.

„Siehst, des is Pellham,“ wiederholte Seichtl,
„und do, wo's d' hischaugst, von da Kircha
a wengl rechts, der größer, des is an Reischel
sei Hof.“

„Der schaugt si aba groaß o,“ meinte Emerenz.
„Der is aa net floa. D' Hirwa is sauba bei-
nand. I ho dir nix schlecht's verrat'n,“ sagte
der Warzlinger Schäfer mit einer gewissen Be-

friedigung. Die beiden gingen frischer dahin und kamen bald nach Pellham vor die Gast- und Tafernwirtschaft des Martin Schinkel. Seichtl hielt es für gut, hier einzufehren und erst nach dem Imbiß zu überlegen, wie man die Sache weiterhin am besten mache. Sie betraten die Gaststube, in welcher nur wenige Leute saßen. Am Ofentische waren zwei Mannsbilder in halbstädtischen Anzügen, denen man gleich ansah, daß sie sich mit dem Viehhandel beschäftigten. Sie kannten unsern Seichtl und begrüßten ihn vertraulich, während sie die fremde Erscheinung der Emerentia Salvermoser mit prüfenden Blicken musterten. „Bist do, Spizbuamschäfa?“ sagte der eine.

„Was sagt denn dei Alte, balst du mit anderne Weibsbilder umanand laafft?“ fragte der Zweite, und schob ihm sein Bierglas hin, damit er ihm Bescheid thue. Seichtl nahm die Scherze günstig auf. „Mi san de junga Weibsbilder halt aa liaba wie de alten“ sagte er und that einen kräftigen Zug aus dem dargebotenen Glase. Er wischte sich mit dem Handrücken die Biertröpfchen aus dem Schnurrbart. „G'sundheit, Arzenhofer,“ sagte er noch; „host was kaaft?“

„Ja, an Stier hol'n ma beim Spanninger. Sitz di a bissel her zu ins.“

Seichtl sah sich nach seiner Schutzbefohlenen

um, die bereits an einem andern Tische Platz genommen hatte.

„Es geahrt it, Arzenhofer. Sie möcht alloa sei mit mir, weil ma 'r a G'spusi hamm mitanand,“ sagte er und blinzelte lustig zur Emerenz hinüber.

„Des glaab i dir aufs erst'mal, du Bazi, du ganz schlechter,“ schrie der Viehhändler und lachte über seinen Spass, daß er Krebsrot im Gesicht wurde.

Seichtl schob sich neben Emerenz auf die Bank.

„I kenn de zwo guat, sagte er, der oane is da Kottensufser Kaspar von Asbach, und der ander is der Arzenhofer vo Bruck. Mir hamm scho viel g'handelt mitanand. — Jetz b'stell'n ma'r ins aba was, Emerenz! Seda Wirtschaft, Herrschaftsackera, rührt si gor nip?“

An der Schenke erhob sich eine mürrisch aussehende, schlecht gekämmte Kellnerin. Sie strickte eifrig an einem langen wollenen Strumpfe und schickte sich erst zum Gehen an, als sie mit der angefangenen Nadel fertig war. Sie legte das Strickzeug vor sich hin und näherte sich langsam den neuen Gästen. „Wos mög's denn?“ fragte sie und stocherte mit einer Nadel in ihren Zähnen herum.

„Habt's was zu'm essen?“ fragte Seichtl.

„Zu'n essen? Na, do hamm ma heunt no net viel.“

„Habt's Foane Stockwürscht?“

„Na, Stockwürscht hamm ma Foa, aba a paar Regensburger san no da von gestern, und an Emmenthaler.“

„Koa Voressen net?“

„Jo, a Voressen is aa no da.“

„Nacha bringst ins zwoa, und a Bier möcht'n mir aa.“

„J — ja!“ antwortete die Kellnerin, welche während der Zeit die Salvermoser von oben bis unten abgemustert hatte. Dann kehrte sie um und schleifte langsam auf ihren abgetretenen Pantoffeln durch die Stube in die Schenke, aus der sie nach allerhand geheimnisvollen und langwierigen Sautierungen zwei schlecht aussehende, schaumlose Halbe Bier hervorbrachte. Sierauf zog sie das Fenster, welches in die Küche hinausging, in die Höhe und schrie mit schriller Stimme: „zwoa Voressen kriag i.“ Da sie annehmen konnte, daß ihr Befehl nicht übermäßig schnell vollzogen wurde, setzte sie sich einstweilen wieder an ihren Platz und begann eine neue Nadel anzustricken.

Nach einer Weile flapperte das Küchenfenster und irgend jemand schrie: „Kathi! Kathi!“

„J — ja!“

„S' Voressen is do.“

Die Kellnerin legte mißmutig ihren Strumpf beiseite, zog eine Saarnadel aus ihrem Hinterkopfe und begann wieder heftig in ihren Zähnen

zu arbeiten. Als sie damit fertig war, versuchte sie die zwei Teller in die eine Hand und die Biergläser in die andere zu nehmen. Es ging aber nicht, und so mußte sie sich entschließen, den Weg zweimal zu machen.

Seichtl hieb kräftig ein, und auch Emerenz zeigte guten Appetit. Nach beendigter Mahlzeit griffen sie die Beratung auf, im Flüstertone, weil sie bemerkten, daß sowohl die Viehhändler als die Kellnerin angestrengt zu ihnen herüber horchten. „Wie macha mir's den, Emerenz?“ wisperte Seichtl. Es waar do guat, wan der Keischl a Botschaft hätt', daß mi femma.“

„Besser waar's scho.“

„I hob mi denkt, ob mir vom Wirt wem umschicken; aba woast Emerenz, dem müastn wir an Nama sag'n, und nacha, der Wirt that aa was spanna.“

„Na, des geacht it, Seichtl. Do is g'scheidter, mi macha eahm gor nix z'wissen.“

„Des is aa nix; do fennt er si net aus, bal mi femma. Paß auf, des best is, z'erscht geh i zun Keischl umi, und nacha hol i di.“

„Ja, aba des spannen's aa.“

„Na, na, mei Liabe; des fo i scho so macha, daß foa Mensch nix mirkt. Do is jetzt a so da Wirth. Der wird bal zu ins herkemma und möcht ins ausfrag'n. I laß' n recht o'lassa, daß de andern aa hör'n.“

Die Vermutung Seichel's war richtig. Der Herr Wirt, ein rüstiger Mann in vorgeschrittenen Jahren, aus dessen gesundem, roten Gesicht ein paar schlaue Augen herauschauten, begrüßte zuerst die zwei Viehhändler: „S'good! Habt's den Stier faaft vom Spanninger?“

„Ja. Mir san handelsoans worn.“

„Wie habt's 'n friagt?“

„Sechshundert fufzeh.“

„Da habt's 'n aba billi. Der hot guat siebazeh Zentna.“

„Ja, des hat er scho.“

„Um des hätt'n i net hergeben. Fufzgi hätt i allemol volangt.“

„Freili! Was moanst denn? Bis mir den Stier z' Minka drin ham, is da Profit nimma groß.“

„Epper muast gor no d'raufzahl'n, Azenhofer?“

„Ko leicht sei.“

„Ös Sandler seid's alle mitanand Lumpen.“

„Aba d' Wirt net, gel? Do trink amol, viel leicht z'reißt di dei Plempl.“

Der Wirt that Bescheid und ging dann an den Tisch hinüber, wo Seichel saß. „Bist heunt scho auf'n Weg?“ fragte er, und bot dem Schäfer eine Prise an; „habt 's a G'schäft mitanand?“

„Wer?“ gab Seichel zurück, während er schnupfte.

„Ös zwoa halt.“

„Mir zwoa? Na, mir ham ins grad auf'n Weg troffa, in Sinzing.“

„So? In Sinzing? Is sie vo Sinzing?“

„Na, sie is . . . sie is, wo bischt jetzt her?“ wandte sich Feichtl an seine Begleiterin.

„Do Kielsriad,“ antwortete Emerenz.

„Ja, vo Kielsriad is. Sie muafß an Vettern auffucha in Hebertshausen drent. I hon ihr g'sagt, sie soll eifehren bei dir, weil's no a guate Stund zu'n geh hot.“

„So? Auf Hebertshausen muafß? Und wos thuast 'n nacha du z' Pellham?“

„I?“

„Ja.“

„I muafß oan auffuacha, der wo mi hol'n hat lassen, weil eahm was seit.“

„Do bei ins? Wer is denn do frank worn? I woas gor neamd.“

„An Keischel san's do über'n Sarn übrü g'fahren.“

„Da Keischel? der is ja scho wieda g'sund.“

„Ganz g'sund werd er net sei, sinst hätt er mir nix z'wissen g'macht. Vielleicht braucht er a Salb'n zum Eischmieren.“

„Was i woafß, is da Sarn wieda ganz guat.“

„Des wer i bald wissen,“ sagte Feichtl, dem die Fragererei zuwider wurde, „i muafß a so glei umi dazu. Bleib du no a wengl do,“ wandte er sich an Emerenz, „i wer it lang ausbleiben.“

Wann's dir recht is, geh i nacha no a bissel mit auf Herbertshausen zua. I wisset mir no a G'schäft, weil i do scho amol in dera Gegend bi."

"Is recht. I wart auf di," antwortete Emerenz, nahm ihren Handkorb auf den Schoß und sah geradeaus. Seichtl verließ die Wirtsstube und ging eilig nach dem Reischelanwesen.

Andrä stand im Hofe und hatte einen Wortwechsel mit einem Knecht. Als er den Schäfer herankommen sah, ging er auf ihn zu.

"So a Loadschwanz, so a hundshäutener," schalt er zurück. — „laßt de ganz Nacht in Stall alle Fensta offen. Do wars a Wunda, bal alle Wocha a Ross de Kehl friagt. I funt'n scho glei z'reißen, so an Herrgottsackerament. Muasß denn all's hi wern bei ins?! — Wos willst denn, Seichtl?“ wandte er sich ungnädig an seinen Ehestifter.

„Sie is do, Andrä.“

„So? Jo wo is denn? I sech's it.“

„Beim Wirt drent hoßt's. I hon mir denkt i muasß dir's do z'erscht z'wissen macha, daß ma Femman.“

„Des hätt's it braucht. Sie soll halt uma femma. Bal's ihr g'fallt, is recht, und bal's ihr net g'fallt, is mir a gleich.“

„Du bist aba heunt guat aufg'legt.“

„Waar scho a Wunda; laßt mir der Bluats.“

mensch an Stall d' Senfa offa. Jetzt fucht de
Fuchs do und hat d' Aehl. Aba des sog i
dir," schrie er zu dem Aneche hämiber, „dampft
wern bal mir's Ross thuat, mache schmeid i di
vo da Mitt ausanand, du Fisch, du ganz ab-
scheulinga."

"I schaug nacha dein Fuchs a wengl o, Andrä,
tröstete Feichtel, „wann er d' Aehl hot, werd
er no lang it dampft. Lass'n halt es eck
Täg steh und giebst eam a wengl Salz."

„Lass'n in Stall steh. Freilli, des is leicht g' redt,
jetzt wo i a Holzfuhrwerk hätt."

„Des dauert net lang, Andrä, balst'n eam a
Ruah losst. Aba jetzt geh i wieda zu'n Wirt
umi und hol' sie."

"Is scho recht. Sol's no."

"Sagst as an Vatern und da Muatta, daß sie
si glei auskennan, gel?"

"I sog's eahna scho."

"Und pass auf, Andrä, von Schmus werd nix
g' redt, vastehst?"

"Warum denn it?"

"I mog de Rederei net. Wan der Schneiderbauer
des in d' Nasen friagt, daß i mir dreihundert

Mark Fl vodeant hab dabei, nacha plärret er's in
alle Verwandtschaftenumanand. Is für diaa net guat."

"Aber des ganz wurscht. Aba bals dir
so. nacha sag i nix. D' Weiberleut

hast du a so net alles z' wissen.

„Do host amal recht, Andrä. Also werd nip g'redt. Jetzt pfuat di!“ Seichtl schlenkerte langsam zum Wirtshaus zurück, wo er Emerenz in der Gaststube antraf, wie er sie verlassen hatte, die Arme über dem Sandkorb gekreuzt und geradeaus schauend.

„S'Good,“ sagte er beim Eintreten, „jetzt kenna mir ins auf'n Weg macha, i bi firci mit mein' G'schäft.“

„Wie geah't's denn an Keischl?“ fragte der Wirt.

„Guat geh't's. Aba beißen thuat eahm da Sapen no a wengl. I hob eahm a Salb'n geben zu'n E'reiben.“

„So?“

„Ja. Jetzt zahl'n ma, Kellnerin!“ Kathi schleifte wieder langsam an den Tisch heran, öffnete ihre Geldtasche und fing das Rechnen an. „Also, was hab't's g'habt? Zwoa Voressen, san zwanzgi, und vier Brod, san zwoara-dreißgi, und zwoa Halbi Bier, san zwoara-zwanzgig, san vierafufzg Pfenning.“

„Und zwoa Ziggarr'n kost mir no bringa,“ unterbrach sie Seichtl.

„Und zwoa Ziggarr'n san zwölft, san sechsaschzgj Pfenning,“ sagte Kathi und schnupfte heftig auf.

„Zahlst das derweil du?“ fragte Seichtl.

„Ja, zahl'n thua i,“ antwortete Emerenz und holte aus ihrem Korb den Geldbeutel hervor.

Sie legt eine Mark hin. Kathi gab zunächst dreißig Pfennige zurück und wühlte dann lange in ihrer Geldtasche herum, ohne die vier Pfennige finden zu können. Endlich hatte sie dieselben und schob sie zögernd auf den Tisch. Emerenz nahm auch diese und beachtete nicht die verächtliche Miene der Kellnerin. Sie erhob sich und ging hart hinter Seichtl durch die Gaststube. An der Schenke ließ sich ihr Begleiter die zwei Zigarren geben, welche Kathi aus der billigsten Kiste entnahm, und dann verließen die beiden das Haus.

Der Wirt stellte sich an das Fenster und sah ihnen nach. „Du Sepp,“ wandte er sich an den Metzgerburschen, welcher bei den Viehhändlern Platz genommen hatte, „lauf amal außi und schaug, wo de zwoa hingengan. I trau mir z'wetten, daß da Seichtl an Schmus macht. W'g'logen hat er mi, des hon i g'nau fennt.“



Viertes Kapitel

Der Keischl, seine Bäuerin und Andrä hatten sich auf die Botschaft des Wazlinger Schäfers hin in der Stube versammelt. Die zwei Alten saßen auf der mit Leder gepolsterten Bank vor dem Tische; Andrä hatte sich auf seinen Stammplatz hinter den Ofen gemacht.

„D' Hauptsach is', daß mir a G'wißheit hamm, daß sie fufzehtausad March hot. An Feichtl alloa glaab i's net,“ sagte der Keischlbauer.

„Sie muaß des Geld aufweisen; anders mog i net,“ erwiderte Andrä.

Auch die Bäuerin mischte sich in dieses wichtige Gespräch. „Wann sie a Schwester is vo da Schneiderbäuerin z'Wazling, nacha is scho a Vermögen do; aba ös hab's ganz recht, mir müaßen's g'nau wissen.“

Man hörte kräftige Tritte im Saugange, die Thüre ging auf, und herein trat Feichtl, hinter ihm mit gesenktem Kopfe Emerentia Salvermoser. „Gelob' sei Jesus Christus!“ sagte Feichtl. „In aller Ewigkeit Amen!“, antworteten die zwei Alten, während Andrä einige unverständliche Laute vor sich hinbrummte. Es trat eine Pause ein. Feichtl stellte seinen Stecken an die Wand, und Emerenz schielte aus ihrem Kopfstuche heraus nach dem Ofen hinüber.

„Sezt's Ent a wengl her,“ sagte der alte Keischl, „femmt's heunt scho vo Wagling.“

„Ja,“ antwortete Feichtl und schob der Emerenz einen Stuhl hin, während er selbst Platz nahm.

„Wia lang habt's denn braucht zu'n Umageh?“, fragte der Keischlbauer wieder.

„Scharft anderthalbi Stund,“ sagte Feichtl.

„Anderthalbi Stund? Des braucht ma scho. Do seid's it schlecht ganga.“

„Mir ham scho guat auftreten müassen, goraus bei dem schlechten Weg.“

Die Unterhaltung kam wieder ins Stocken. Emerenz rückte an ihrem Kopfstüchel, und strich mit der Hand den Schurz glatt. Die Keischlbäuerin beobachtete sie genau, und auch Andrä blinzelte von der Ofenbank herüber.

„Jez is auf oamal aper worn,“ sagte Feichtl, dem das Stillschweigen nicht paßte

„Ja, auf oamal,“ gab der Keischl zurück, —
„da Bergwind raamt mit 'n Schnee auf.“

„Jetzt geah't's dahi mit 'n Dunga?

„Ja, moring fanga m'r o.“

„Des is grad de recht Zeit; de G'frier is weg,
und s'Schneewassa arbet an Boden auf.“

„An Sepp schick i moring auf d' Sergelbroaten
aufsi, und i selm fahr zu'n Gallingerbüchi“,
lieh sich jetzt Andrä vernehmen.

„Was nimmst denn für Koff?“, fragte der
Vater.

„I spann de zwoa Bräundl ei, da Sepp friagt
an Scheck und muass an Ochsen dazua nehma.
Da Suchs muass ja an etla Tag steh.“

„Des is a Kreuz, dasß allbot was feit.“

„Da Sias giebt Foan Obacht auf'n Stall. Der
Krüppi thuat g'rad, was er mag.“

„Des is überhaupts a schlechter Koffknecht,“
brummte der Keischl, — „i ho eahm zuag'schaugt
de vori Woch, wia'r a ins Holz aufsi g'fah'n
is. Der Fo ja net amol o'fah'n. Da Sand-
gaul springt eahm allaweil ins G'schirr und
reißt den andern mit. I ho mi gift bei'n
Zuaschaug'n.“

„Ja, mög's denn nix z'essen?“ fragte jetzt die
Keischlbäuerin, welche allmählich aufthaute.

„Ni ham no a G'selch'ts.“

Emerenz that hier zum ersten Mal den Mund
auf. „I mog durchaus gar nix,“ sagte sie.

Die Keischlin ließ sich von ihrem freundlichen Vorhaben nicht abbringen. „A paar Nudeln mög's allaweil,“ meinte sie und ging zur Thür. „A wengl a G'selchts derfst ins scho mitbringa, Bäurin,“ rief ihr der Schäfer nach, „sie mog scho was, sie thuat grad a so.“

Die Bäurin ging hinaus und kam nach kurzer Zeit mit gefüllten Tellern zurück. Die Nudeln waren schmackhaft geraten, und das selbst geräucherte Schweinefleisch bot einen lieblichen Anblick. Seichtl zog hinten aus der Tasche sein Messer hervor und schnitt sich ein ansehnliches Stück ab. Schmaugend und mit den vollen Backen kauend, sprach er seine rückhaltlose Anerkennung aus. „Is it schlecht; g'rod recht is. Wie lang hast d'as in da Sur g'habt?“

„In da Sur hon i's zwoa Wocha g'hatt und drei Wocha in Rauchfang,“ erwiderte die Keischlin.

„Kranewitt san dabei, und a Knobla,“ erklärte Seichtl befriedigt und säbelte sich einen neuen Flanken ab. Auch Emerenz ließ sich auf mehreres Zureden erweichen und schob in regelmäßigen Zwischenräumen bald ein Stück Nudel, bald etwas von dem Schweinernen in den Mund. „Sie is Ent it befannt?“ fragte Seichtl und deutete mit dem Messer auf Emerenz.

„Na, mi hamm ins no nia g'sehg'n,“ sagte die Keischlin; „wie lang bist denn scho

z'Wazling?" wandte sie sich an die Salvermoserin.

„An acht Wocha wer i dreht sei," antwortete Emerenz.

„Do glaab i's scho, daß i di no nia g'seh'n ho. I bi sitter an legt'n Kirta nimma auf Wazling umi femma. Du bist a Schwester von da Schneiderbäurin, gel?"

„Ja, mi san Schwestern."

„D'Schneiderbäurin kenn i scho. Sie hat amol a Mitterdirn eig'stellt, de zerscht bei'n ins war. Do hat's epps geben, und do san mi z'samm-femma, i und d'Schneiderbäurin. Cenzi hat's g'hoassen, de Dirn."

„D'Cenzi? De is auf Lia'mess aus'n Deanst."

„So? Hot sie's bei da Schneiderbäurin aa net länger ausg'halten? Bei mir is sie mitten unter'n Johr davo. An Winta hon i's eig'stellt; do is sie ganz lebfrisch g'wen, voraus wann's a Mannsbild g'seh'n hot; aba'r in Summa, wia d'Seuarndt o'ganga is, da hot's alle Wocha an anderne Kranket g'hot. Sie is so viel bluat-arm, hat's g'sagt, und de Bauernkofscht fo's it a so vaträg'n, sagt's, weil sie amal in da Stodt drin deant hat, hat's g'sagt. Und nacha is sie mitten bei der Arndt vierzeh Täg a's Krankahaus auf Dachau eini. Des sell is mi aba do scho z'dumm worn. Du lüaderlichs Wei'sbüld, hon i g'sagt; wos moanst denn du? sog i; an

ganzen Winta hätt'st ins brav herg'fressen, hon i g'sagt, und an Summa that'st di ins Bett legen? Warum bischt denn it Frank, sag' i, bal a Mannsbild um an Weg is', du Loas, hon i g'sagt. Naha hat sie mir s'Maul o'g'hängt und sagt, sie braucht si it a so herstellen lass'n, sie laßt si durchaus gar nif g'fall'n und sie geht. Geh zua, hon i g'sagt, is grad guat, balst drauß'd bist, du schelchauger's Weibsbild."

Die Unterhaltung war bei diesem beliebten Gespräch ordentlich in Fluß gekommen, und Seichtl fand gute Gelegenheit, während dessen mit dem Geselchten aufzuräumen. Erst als er fertig war, hielt er es für geboten, die Anwesenden wieder auf das eigentliche Ziel hinzulenken. Er reinigte sein Messer an einem Stück Brod, steckte es in die Scheide und fuhr sich dann mit der Sand einigemale über die fettig gewordenen Lippen. „Reischl," fragte er dann, „bist du no nia z'Zielsriad g'wen?"

„Z'Zielsriad? Jo, do bin i a drei- a viermal g'wen. I hon amol an Heissen kaast drent."

„Hoft an Geitner it fennt? Sei Hof is do g'wen, glei wenn ma'r ins Dorf eini kimmt, rechts vo da Straßen. A großer Hof."

„Bei'm Geitner hoast ma's? Freili hon i den Hof fennt. Do hob ja i den Heissen kaast. Vor an acht a zeha Johr is des g'wen."

„Des trifft si guat auf; sie is ja von Geitnerhof

auffa," sagte Feichtl und deutete mit dem Kopf wieder auf Emerenz hin.

„Von Geitnerhof is sie?" fragte der Keischlbauer zurück und zeigte jetzt lebhafteres Interesse.

„So, so, von Geitnerhof."

„Salvermoser hat er si g'schrieben," fuhr der Schäfer fort; „an legt'n Summa hat'r an Hof vokaast. Der Jud Wassermann hot'n eahm z'trümmert. An Hirgscht is nacha der alt Salvermoser g'stor'm."

„So? Der Geitnerhof is z'trümmert; des hon i scho amal vozählen hör'n. Der werd aba kaam billi herganga sei."

„Ja g'wiß net. Des fo'st dir leicht ausrechna. Vier Kinda san do g'wen, lauter Madeln, und a jede hot fufzehntausad March kriagt, wia der Alt g'stor'm is. Baar, weil der Jud beim Kaaf glei auszahlt hot."

„Vier Kinda, und a jede fufzehntausad March. Des is a Geld."

„Des is no net all's. De Wittib, de alt Salvermoserin, hot aa'r an Kindsteil kriagt, san no'mal fufzehntausad March."

Die Anwesenden horchten gespannt auf die Ausführungen Feichtls; Emerenz hatte die Hände über ihrem Sandkorb verschränkt und sah gerade aus.

„De alt Salvermoserin hot aa fufzehntausad kriagt?" fragte der Keischlbauer.

„Jawohl, an Kindsteil.“

„Ja, do erbt ja sie no'mal, bal de Alt stirbt?“

„Freili, vo Rechts weg'n an vierten Teil.“

„An vierten Teil? Vieri in fufzeh des geht dreimal, bleib'n drei, san dreißgi und vieri in dreißgi geht achtmal, na, geht siebenmal, des san guating dreitausat sieb'nhundert March,“ ließ sich jetzt Andrä von der Ofenbank her vernehmen.

„Es werd so eppas sei,“ meinte Seichtl, „des hoast, es fo' aa sei, daß de Alt demselbigen mehra vermacht, bei dem's an Austrag lebt.“

„Wo leb' sie denn?“ fragte die Keischlin.

„Sie is auf Untabachern vazog'n, zu'n Kloiber, der wo de ältest Tochts hat.“

„Sie muafß aba it dort bleib'n, bal's it mog?“

„Na, na, sie fo' überall'n hi; da Kloiber werd ihr freili zuareden, daß's bleibt, weil er eahm Hoffnung macht, daß er mehra kriegt.“

„Is des g'schrieben, daß de Alt mit ihran Geld choa fo, was sie mag?“ fragte der Keischlbauer, „es funnt in Testament aa verbriast sei, wer des Geld zum kriag'n hot, bal sie stirbt.“

„Ja, des giebt's freili,“ bestätigte Seichtl, „es kimmt halt d'rauf o, wia's g'schrieben steht. Hast du de Papierer net dabei, Emerenz?“

„Jo, i ho's mitg'numma,“ antwortete die Salvermoserin und holte aus ihrem Korbe ein zusammengefaltetes, fettig glänzendes Papier hervor. „Do fo'st as lesen,“ sagte sie

und schob es über den Tisch zum Seichel hinüber.

„I ho mei Brillen it dabei,“ bedauerte der Schäfer, — „und ohne Aug'nglas, do geah't halt gor nimma. Früherzeit hon i a jede Schrift lesen Finna, ganz frei, aba jetz wer i halt aa scho alt.“

„Mi geah't grad a so,“ sagte der Keischl, — „geh Andrä, les du, du fo'st besser umgeh' mit dem Sach.“

Es hätte der Aufforderung nicht bedurft, denn Andrä war schon längst an den Tisch herangetreten und sah über die Schulter des Seichel weg mit vieler Neugierde in das Schriftstück hinein. „Thua's her“, sagte er, und nahm dem Schäfer das Papier aus der Hand, — „des wer'n ma scho no z'sammbringa.“

Er las, wie es schien, nicht ohne Anstrengung, aber doch ziemlich geläufig, indem er mit dem Finger nachfuhr und die Worte halblaut vor sich hinhurmelte. „I glaab, jetz kimmt's,“ sagte er, „'s steht do was.“

„Les halt vor,“ drängte der Keischlbauer.

„Also .. do steah't . . . die Witt .. Wittwe
Geno .. Genoseva Salver .. mo .. ser ..“

„Des is d'Nuatta,“ sagte Emerenz.

„. . Genoseva Salvermoser erhält laut der
mehr . . . mehrgeda . . . mehrgedachten lezt . .
leztwilligen Verfü . . gung des Erb . . Erb.“

lassers einen vollen Kind . . . Kindsteil, sohin wie jedes der . . . sämtlichen oben . . . oben angeführten vier . . . Kinder die Summe von . . . von fufzehntausad . . . mit Worten fünf . . . fünfzehntausend Mark."

"Also do is jetzt schriftli . . . g'richtmassi . . ." sagte Seichtl triumphierend und blinzelte zum Keischlbauer hinüber . . . "so is ganz richti . . . wie jedes der vier Kinder fufzehntausad March, net wahr?"

"Wo steahrt dös?" fragte der Alte vorsichtig. "Do steahrt's," sagte Andrä und wiederholte dem Vater die Stelle . . . "wie jedes der sämtlichen oben angeführten vier Kinder die Summe von fufzehntausad March."

"Oben angeführt? Do muafß also ihra Nama dabei steh bei de vier Kinda?" fragte Keischl, den Alter und Erfahrung vorsichtig gemacht hatten.

"Freilli muafß sie dabei steh'," erwiderte Andrä, "des wer'n ma glei hamm. Do steahrt's scho . . . es sind erschienen: . . . viertens Emerentia Salvermoser, Tochter des . . . Erb . . . Erblassers."

"Do feit sie durchaus gar nix," fiel hier Seichtl ein, — "bal i amal wos sag, nacha is g'sagt, des is so viel als wia g'schrieb'n. Do gib's gor nix."

"Wo, ja!" sagte der Keischl; "und do steht nix, daß de Alt mit ihran Geld net thoa fo, was 's mog?"

„Na, do is nix g'schrieben.“

„Wie alt is denn dei Muatta schon?“ wandte sich die Keischlbäuerin an Emerenz.

„Mei Muatta? I woass jetz glei gor it so g'nau. An achtaschzig, a siebaz'g Tohr werd's scho bald sei.“

„Do is 's aa nimmer jung; do is a jeder Tog g'schenkt. Is sie no g'sund beinand?“

„Jo, sie is ganz guat bei 'n Zeug. Vor a zwoa Tohr is sie it recht sauber g'wen, do is sie vier oder fünf Wocha bettlägerig g'wen. Da Feichtl hat ihr selbigmal g'holfa.“

„Jo, da habt's Zeit g'habt, daß mi g'holt habt's,“ sagte der Schäfer; — „sie hot an kalt'n Trunk g'macht, und do is ihr zerscht 's Blut g'frozen, und nacha is 's ihr hixi wor'n.“

„Wos is denn, magst de letzte Nudel nimmer essen?“ fragte die Keischlbäuerin freundlich und schob der Emerenz den Teller zu.

„Na, jetz mog i gar nix mehr.“

„Wie waar's denn, bal's jetz an Hof a wengl o'schaug'n that's?“ fragte der Keischlbauer; „i muass in da Stuben bleib'n, mit mein Zap'n Fon i no net umanandalaafen, aba d'Bäurin geht mit und der Andrä.“

„Is recht, schaug'n ma a weng umanand,“ erwiderte Feichtl und erhob sich. Die übrigen folgten seinem Beispiel und gingen, eines hinter dem anderen, aus der Stube.

Ludwig Thoma, Hochzeit

4

Sie schritten über den Hof zum Stall hinüber. Voran gingen Andrä und Seichtl; die Keischlin und Emerenz folgten etwas langsamer, weil sie ihre Röcke behutsam in die Höhe hoben und nicht so achtlos durch die Pfützen traten, wie die Mannsbilder. Der Kuhstall war schön zum Ansehen. Es standen dreiundzwanzig Kühe darin; die meisten braun und weiß gefleckt, Pinzgauer Schlag, dann einige Niesbacher, und der Stolz der Keischlin, zwei große Simmenthaler. „Des glaabst gor it, Emerenz,“ sagte die Bäuerin, „was des für guate Milchküah sand. Siebazeh Liter an Tog, es is woher und Foa Lug it. No, sie stengan in guat'n Suatta, Emerenz. I gib eahna lauta schö's Seu, Foa sauer's gor it. Und Kuab'n gib i eahna aa net gern. Es friagt de Milli an schlechter'n G'schmach.“

„Siebazeh Liter, des is aba scho a groaß Wort,“ meinte Emerenz, „de besser vo da Schneiderbäurin gib vierzehni. Und des it leicht.“

„I glaab dir's gern. Dös werst aa Foan Ort finden, daß wo in an Stall zwoa sellene Küah stengan. Balst as it glaabst, Fo'st darnach de Dirn frag'n.“

„I glaab's a so, i ho g'rad g'moant,“ sagte Emerenz.

„De Blesß muast o'schaug'n,“ fuhr die Keisch-

lin fort, „werst it leicht a schöner's Viech seh'gn Finna, aba a Luada is. De laßt sie gor it gern melcha; glei schlägt's hint aus; mi hat's amol so hintri g'feuert, daß i a halbe Stund ganz damisch g'wen bi. Und goraus, seit de Cenzi do is g'wen, do is gor nix mehr zu'n Richten. Mi wern's an Mezga geb'n und fuattern's no a drei Wocha.“

Emerenz schritt langsam neben der Keischlin her und horchte wohl auf, wenn diese bei den einzelnen Stücken etwas zu berichten wußte; sie sah mit Wohlgefallen auf die breitrückigen, gut gepflegten Tiere, welche auch sie neugierig betrachteten, indem sie das Futter nachdenklich mit den Unterkiefern hin und her schoben.

Seichtl und Andrä standen am hinteren Ende des Stalles, wo sich fünf Schweine grunzend an den Verschlag drängten. „Was sagst denn jetzt?“ fragte Seichtl, „is sie net a richtig's Weibsbild? G'fallt's dir net?“

„Jo; sie is net uneben,“ sagte Andrä ganz kurz. „Und daß 's mit'n Geld sei Richtigkeit hot, des hast g'seh'g'n?“

„Es schaut si a so her.“

„Ja, do fo'st di drauf verlassen,“ rühmte der Schäfer wieder, „ball i eppas net ganz g'wiß woaß, sog i nix. Bei dem G'schäft gib's foa hinum und herum; des muuß g'nau geh, sünst hätt mi nix, als wia'r an Vadruß.“

4*

„Ja, ja,“ sagte Andrä.

„Du muaszt dei Sach friag'n, wie's recht is, und wia's ausg'macht is. Du laßt dir nix o'ziehag'n, und i laß mir aa nix o'ziehag'n vom Schmuserlohn, is it wohe?“

„Is scho recht, ja.“

„Mi freut's, bal's was werd, Andrä. Weil'st a richtige Frau friagst, vaftehst?“

„I vafteh di scho, Seichtl.“

Das Gespräch wurde durch das Herannahen der Frauenzimmer unterbrochen. Die Keischlin machte Emerenz auf die wohlgemästeten Schweine aufmerksam und wußte auch hier Bemerkenswertes zu erzählen. „De groasse dort hint,“ sagte sie, „de hat auf Liamesß zeha Sakein g'hot, und de ander aa, de wo rechts davo steht. I ho's alle zwoa auf Micheli zualassen.“

„Des is aa de besser Zeit,“ erwiderte Emerenz, „auf des ham mi dahoam aa'r allerweil aufpaßt, daß de Sakein net an Winta femma san; do Foschten's g'rad recht viel und bring'st as do it leicht durch.“

„Da hast ganz recht, Emerenz, da hast amol ganz recht, des g'freut mi, daß du des sagst. Auf Mariä Geburt oder auf Micheli laß i's des erste Mal zua, und da zwoate Wurf soll um Jakobí rum femma; do is no besa, weil ma nacha de Sakein mit der Alt'n no auf's Seld aufsi bringa fo.“

„So moan's i aa, wiederholte Emerenz.

Die Reischlin wurde sichtlich aufgeräumter und gesprächiger. „De roth Sau, wo's d'siehgst, de do links, mit dere hon i a Kreuz g'habt. De Tenzi hot net aufpaßt, wie's g'worfen hot, und do hot's de erst Nacht zwoa Sakein da-drückt, und bal i am andern Tag net dazua Fimm, frist's die andern sauba z'samm.“

„Samm de Sakein g'wiß recht scharfe Zäh'n g'habt?“ fragte Emerenz.

„Freili. Des hat der Alt'n weh tho, wia's g'säugt hot. Bal ma'r Obacht gibt, Fo ma leicht helfa; zwickt ma'r eahna halt de Zahnei ab, na is glei gar. Aba de Tenzi hat ja nif fennt, des Weibsbild, des ganz schlechte.“

Auf Antreiben Seichtls verließen die Vier den Kuhstall; Andrä meinte, man solle jetzt die Pferde anschauen, aber am Sühnerstall konnte die Reischlin nicht achtlos vorbeigehen. „I ho vierasiebaz'g Senna, lauter guata Leghenna,“ rühmte sie, „an vorigen Johr hon i a schön's Geld auf d' Seiten bracht mit die Var. Da Bauer schimpft mi a diam, weil eahm d' Senna in Woaz einifemman, aba des g'fallt eahm do, bal der Sandler vo Minka 's Geld aufzählt.“

„Jetzt geh no amal zua,“ drängte Andrä, „bal du amol mit Deine Senna ofangst, nacha werst gor nimma firti.“

„Geht 's no ös daweil in Rossstall,“ erwiderte

die Keischlin, „mi femman scho nach. Woast Emerenz,“ fuhr sie fort, als die zwei langsam weiterschlenkerten, „mit die Mannsbilder fo'st do nij richten. De moana, grad dös hot an Wert, was eahna selm o'geht, des ander achten's net. I sag 's oft zun Bauern, wia's d' no grad a so reden fo'st, sog i, den Floan Profit kennt's ös it, hab' i g'sagt. Bei enk muas s'Sach do sei, Var und Schmalz und a Butta, des is enk recht, sog i, aba was da für an Arbet dro hängt, daß all's richti beinand is, hab i g'sagt, des is ganz gleich. Da Sennastall, sog i allaweil, der braucht Vastand grad a so, als wia da Kofstall. Is it wohr, Emerenz?“

Die Salvermoserin schnupfte heftig auf und nickte zustimmend mit dem Kopfe. Währenddem waren sie auch am Kofstall angelangt, wo Andrä die Führung übernahm. „Kofstamm ma vieri,“ sagte er, „de zwoa Braunstengan do, mit'n Scheck is da Knecht furtg'fahren, und der Suchs, der wo do hinten steht, is mi frank wor'n.“

Seichtl war in den Stand hineingegangen und untersuchte das Pferd mit Kennermiene. „Nachst a so, wia'r i g'sagt hab,“ meinte er, „nacha hat sie de G'schicht bal g'hoben, es is it viel dro.“ Andrä brummte eine Erwiderung, und die Weiberleute verließen nach kurzem Aufenthalt

den Stall; sie haben bekanntlich kein Verständ-
nis und kein richtiges Interesse für die Gänle.
Auch die Tenne wurde nur flüchtig gemustert;
beim Durchschreiten sah man rechts und links
die ansehnlichen Vorräte von Heu und Stroh,
und Andrä bemerkte kurz angebunden, wie
viele Centner von jedem noch da seien. Man
kam jetzt wieder in das Haus, und Andrä so-
wohl als Seichtl hielten es für angebracht, in
die Stube zum alten Keischl zurückzukehren,
währenddessen sich die Bäuerin anschickte, die
Emerenz in ihr eigentlichstes Gebiet, in die
Milchkammer, in die Vorratskammer und in
die Küche zu führen. Die beiden Männer
fühlten, daß sie hier bloß im Weg umgingen
und bezeugten keine Lust, die in solchen Dingen
unvermeidliche Redseligkeit der Weiber auszu-
halten. Seichtl setzte sich neben den Keischl
hin und Andrä begab sich wieder auf seinen
Stammplatz zum Ofen. Der Schäfer unter-
brach das Schweigen. „Habt's foan Schnaps?“
fragte er. „I ho vo dem Schweinern a bissel
z'viel dawischt.“

Der Keischl hinkte zum Wandschrank und holte
eine Flasche hervor, die er gegen das Licht
hielt. „A wengl a Zwetschgenwassa is no da,“
sagte er und brachte dem Schäfer Flasche und
Glas. Seichtl schenkte ein, roch an dem Schnaps
und machte einen fräftigen Zug. „Ah, des is

a scharfa, der richt mi eiwendi z'samm. Sakera
Sofenzwickel, des Schweinerne waar mir schier
gar z'fett worn. No, wie g'fallt dir de Sal-
vermoserin?" wandte er sich an den Alten.
„Sie passet net schlecht auf'n Hof," gab der
Keischl zurück, und er nahm sich bedächtig eine
Prise. Auch Feichtl langte in die Dose und
sagte eifrig: „Ja g'wiß it, durchaus gor it,
Keischl. Sie is wie g'macht für des Anwesen.
Sie scheucht foan Arbet und fennt si guat
aus. Sie hätt a richtig's Regiment über de
Ehhalten, weil sie's dohoam g'lernt hot. Dös
is überhaupt schon a Vorteil.“

„Ja, ja, des is scho wahr.“

„Ja, g'wiß is wahr, was bedeut denn dös, bal
oane aus an floan Sach außa kimmt. Dös
werd nia nix, dös lernt si net leicht. So oane
fo nia net reigiern.“

„Ja, ja.“

„Und nacha, fufzehntausad March, des is aa foa
Dreck. Baar auf d'Hand, braucht foa Kün-
den und foa Betteln, was dös scho wert is!“

„Ja, ja.“

„Net, wie's oft is, wann ma' s' Geld lieg'n
lassen muafß auf Hypothek? Auffagen magst
as it gern, weil glei da Vadruß do is, voraus
heuntigen Tag's, wo ma si so schwaar thuat
mit an Bankgeld. Und balst as net auffünd'st,
muafst Angst ham, daß der ander schlecht

haust und d' Hypothek alle Wocha schlechta werd."

"Ja, ja, besser is scho, wann ma s' Geld baar auf d' Hand kriagt."

"So is. Dös sagt a jeda, der wo was va steht. Geh, schenk ma no mal an Schnaps ein, mit dem Schweinern kimm i gor it z'recht." Reischl goß das Glas wieder voll, und Seichtl leerte es auf einen Zug. "Ah, ah," machte er, "des is amal a Zwetschgenwassfa, wia sa si g'hört, brenna wia da Teufel. So muafß 's sein."

Er langte sich eine Zigarre aus der Rocktasche und begann zu rauchen. Da die andern zwei nichts sprachen, wurde es wieder still in der Stube. Dem Seichtl war die Schweigsamkeit zuwider. Er war schlau genug, zu erkennen, warum die zwei sich gar so zurückhaltend benahmen. Nicht, weil ihnen etwa die Partie mit der Salvermoserin nicht gefiel; in dem Punkt war Seichtl seiner Sache ganz sicher; in dem Augenblick, wo Emerenz schriftlich aufweisen konnte, daß sie die versprochene Summe besitze, wußte der Schäfer, daß es mit der Hochzeit seine Richtigkeit habe. Aber ein anderes war zu beachten. Jetzt, wo alles seinen geregelten Gang nehmen konnte, rührte sich in Andrá bereits die Keue, daß er den Schmuserlohn so hoch bemessen hatte. Er wollte dem Schäfer merken lassen, daß seine Vermittelung

recht überflüssig sei; vielleicht ließ sich daraus für später ein Vorteil ziehen, daß man bei der Zahlung was abzog, oder am Ende gar die Berechtigung der Forderung überhaupt abstreiten konnte. Daß der alte Keischl mithalf, schon jetzt die Verdienste des Vermittlers in den Schatten zu stellen, war selbstverständlich.

Seischl war über dieses Verhalten keineswegs erstaunt. Seine Lebenserfahrung war nicht gering; er hatte schon manche Heirat vermittelt, aber niemals war es ihm geschehen, daß sein Honorar ohne Widerspruch mit freundlicher Miene ausbezahlt wurde. Darum also wußte er recht gut, welche Gefühle in den Herzen seiner beiden Zuhörer herrschten und da er eine mitteiltsame Natur war, rieb er ihnen diese Erkenntnis etwas unter die Nase. „Gel, Keischl,“ fragte er, „auf Kettenbach habt's ös net weit umi?“

„Kettenbach? Dös is gor it weit, höchstens a Stund. Willst du heunt no umi geh?“

„Na, i ho grad gmoant. Kennt's ös an Holzinger Jakob vo Kettenbach?“

„An Holzinger?“

„Ja, beim Häuslmichl hoast ma's, is enf dös net bekannt?“

„An Häuslmichl? — Freili fenn i den. Wos is damit?“

„Nip. I ho g'rad g'fragt. I fenn eahm aa.“

„So?“

„Ja; i hon an Prozesz g'habt damit.“

Mit dieser Mitteilung fingelte der Schäfer den Keischl doch etwas heraus; er konnte sich noch so gleichgültig stellen, den Feichtl täuschte er damit nicht. „So, an Prozesz hast g'hat mit'n Säuslmichl?“ fragte der Alte.

„Ja, vor a zwoa Jahr is g'wen. I'Dachau.“

„Sabt's enk beim Sandeln z'friagt?“

„Na. I hon eahm sei Heirat g'macht, und wia'r i den ausg'machten Schmus valangt hob, hätt er mir's o'streiten mög'n. Er hätt ohne mi aa g'heirat, hat er g'sagt, do hätt er mi gor it braucht dazua, sagt er. No, i hon it lang g'redt mit eahm, i bi zu'n Advikaten ganga, nacha hat si de G'schicht glei g'hoben.“

„So?“

„Ja. Den Prozesz hon i schnell g'wunna. Da Holzinger hätt alles mögliche daher bracht, aba do hat's nix geben. Der Oberamtsrichta vo Dachau hat'n glei z'sammpackt. Was, hat er g'sagt, zuerst vereinbaren Sie etwas mit diesem Manne, sagt er, und hinterher wollen Sie ihm den wohlverdienten Lohn streitig machen, hat er g'sagt. Das ist keine Art und Manier, sagt er, für einen Mann, der wo einmal sein Wort gegeben hat. Sie sollen Ihnen schämen, hat er g'sagt, dasz Sie mit solchen Ausflüchten vor Gericht kommen, sagt er. Da

Solzinger hat anderst g'schaut, wia'r eahm d'Leviten g'lesen wor'n san. Aba grad recht is eahm g'schehg'n. Do hot er an Vadrusz g'habt und an Saufa Kösten dazua. I hab's eahm glei g'sagt. Des is net der erscht Prozesz g'wen, den i g'wunna hab. I woasz, wia's G'setz is, und mehra will i net. Do is oana allemal vaspielt, wann er mit mir schreiten will."

Seichtl zündete sich die Cigarre wieder an, die ihm beim Erzählen ausgegangen war, und blinzelte zum Andrä hinüber, um die Wirkung seiner Geschichte zu beobachten. Es war kein Zweifel, daß ihn die beiden hatten gehen hören, aber entweder waren sie von der Moral der Geschichte nicht berührt worden, oder sie verstanden es meisterlich, ihre Gemütsbewegung zu verbergen. Andrä schaute so gleichgültig wie vorher, und der Keischl hatte anscheinend jedes Interesse an dem Prozesz verloren. Der Schäfer überlegte sich, ob es nicht gut wäre, noch eine zweite Geschichte darauf zu setzen, doch da öffnete sich die Thüre, und die Keischlin kam herein; hinter ihr die Emerenz.

"So, jetzt hamm ma all's o'g'schaugt," sagte die Bäuerin.

"Hat ihr s'Sach g'fallen?" fragte Andrä aus der Ofenecke heraus.

"I glaab scho, gel Emerenz?"

Die Salvermoserin fühlte, daß nunmehr die Entscheidung nahe und verzog ihren Mund zu einem geschämigen Lächeln. „Mi hat's it schlecht g'fallen,“ antwortete sie und sah dabei auf den Fußboden.

„Jo,“ meinte Andrä, „indem, daß mi aa ganz recht waar, Funnten mi ja z'sammheiraten?“

„Mi is scho recht,“ sagte Emerenz; und dann holte sie umständlich aus ihrem Sandkorb den Geldbeutel hervor, nahm einen Thaler heraus und reichte ihn dem Andrä als Sandgeld und zum Zeichen, daß der Vertrag in Ordnung sei. Seichtl patschte in die Hände und bezeigte eine Fröhlichkeit, die dem Ereignisse angemessen war, und welche ausserdem seine Person wieder etwas in den Vordergrund rückte. „So is recht! Dös lob i,“ — schrie er mit erhobener Stimme —

„jezt gib's Sozeteut in Haus, Herrschafsafera, dös is amal a Paar, wo a jeda a Freud hot.“ Von den Anwesenden beteiligte sich niemand an seiner Lustigkeit, die Brautleute so wenig wie die zwei Alten, welche dem Vorgang ruhig zuschauten. Aber Seichtl ließ sich nicht irr machen. „Siehgst, Emerenz,“ schrie er, „i ho dir's g'sagt, do genga ma net umasinst her, zu'n Keischlhof. I mach mei Gratulation, de Jungfer Sozeteiterin soll leben vivat hoch, und da Sozeteiter daneben!“

„Is scho recht,“ wehrte ihm Andrä ab, „gib

no amal an Ruah, mi müassen ja no was ausmacha, mi kenna ja net dischrieren, bal du a so schreist. Was is denn?" wandte er sich an den Vater, „wann lasz ma denn d'Übergab verbriafen?"

„Mi is gleich. Do mir aus an Mieka*) acht Täg.“

„Guat, also mach ma's glei aus. Auf'n Mieka in acht Täg genga ma zu'n Notari, bal's dir recht is, Emerenz?"

„Jo, mi is jeder Tag g'recht.“

„Freili," mischte sich Seichtl ein, „da Mieka paszt mi aa guat, b'stellen mi ins bei'n Ziegler-bräu z'samm.“

„Bal'st aba aufg'halten bist, brauchst it z'femma," erwiderte ihm Andrä, „mi kenna de Sach alloa macha.“

„Na, na, i bi it aufg'halten, i ho leicht Zeit; i hätt a so a G'schäft z'Dachau drin. I geh wieda mit da Emerenz.“

„No ja, nacha kimmst halt, wennst moanst, du muasz dabei sein.“

„I kimm scho, Andrä, fo'st di valassen drauf," versicherte Seichtl sehr freundlich. „Aba jezt genga ma, Emerenz," fuhr er fort, „i moa, es waar Zeit.“

Die Salvermoserin rückte ihr Kopfstuch zurecht

*) Mittwoch.

und erklärte, daß sie gehen wolle. „Mogst it no was essen, Emerenz?“ fragte die Keischlin.

„Na, i ho scho gnua. Pfüat enk Good.“

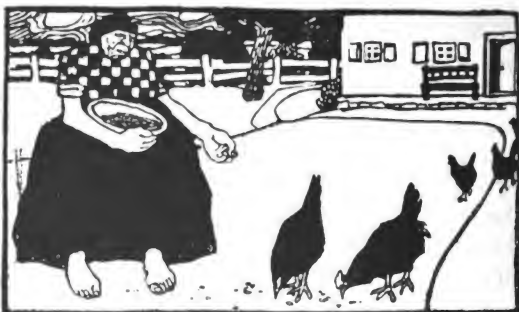
„Pfüat Good!“

„Und am Mieka in acht Täg femma ma in Dachau z'samm,“ rief ihr Andrä nach, als sie bereits die Stube verlassen hatte.

Seichel verhielt sich noch ein wenig an der Thür. Er tauchte die Finger in den Weihwasserkessel und besprengte sich. „Der Herr segne unsern Ausgang!“ sagte er mit tiefem Ernst, „adies beinand!“

„Geh zu'n Teufel, Saderlump miserabler,“ brummte Andrä vor sich hin. Aber Seichel hörte ihn nicht. Er ging gehobenen Gemütes neben Emerenz durch das Dorf, am Wirtshaus vorbei, unter dessen Thür Herr Martin Schinkel stand.

Der Schäfer lächelte, als er den Wirt sah und begrüßte ihn freundlich. Dieser hingegen rückte nur ein wenig an seiner Schlegelklappe und sprach vor sich hin: „I ho's ja g'wußt, daß der Bazi bei'm Schmusen war. Mi fo'st net o'lüag'n, Freunderl, do muaszt zeitiger aufsteh.“



Sünftes Kapitel

Es war Mittwoch und Schranttag in Dachau. Vor dem Rathause standen Leiterwagen, hochgepackt mit Krautköpfen, die von Kauflustigen gemustert wurden. Da und dort sammelten sich Leute um einen Bauern, der seine Serkel hereingebracht hatte und jetzt die quiekenden Viecher eines nach dem andern bei den Hinterbeinen faßte und zum Betrachten in die Höhe hob. Auf dem freien Platz vor der Marktwage waren die Getreidesäcke in Reih und Glied aufgestellt. Hier herrschte das regste Leben. Händler und Bauern stritten sich um die Preise, zwanzig Pfennige hin und her für den Centner. Die Käufer langten in die Säcke und holten eine Hand voll Gerste oder Weizen heraus, bliesen darauf, ließen sie langsam

durch die Hände laufen und fingen dann wieder das Handeln an.

Den Schloßberg hinauf gingen viele Leute. Die Einen sprachen im Bezirksamte vor und erkundigten sich nach dem Stande ihrer Angelegenheiten, die nach ihrer Meinung nun schon lange genug bei der königlichen Behörde „schwebten“. Andere besuchten den Herrn Rentamtman und zählten in harten blanken Thalern den Betrag der Steuern und Bodenzinse auf den Tisch; mancher that es mit einem tiefen Seufzer und der aufrichtig gemeinten Bemerkung, daß es jammerschade sei um das schöne Geld.

Den größten Zuspruch hatte aber das auf dem Berg zu oberst gelegene Amtsgericht. Im Gerichtssaal drängten sich die Neugierigen, denen eine öffentliche Sitzung so viel Spaß bereitete wie ein Theater. Sie und da kam ein Bekannter aus der Umgegend zum Aufruf, und man hatte das Vergnügen, ab und zu etwas zu erfahren, was einem der Freund gewiß nicht anvertraut hätte. Auch die Advokaten, welche aus München herbeigeeilt waren, ermangelten nicht, die Lustbarkeit zu erhöhen. Sie überboten sich an Jungenfertigkeit und verstandesreicher Kenntnis der Gesetze. Die Zuhörer bewunderten solche Gaben, die ihnen selbst gänzlich fehlten und schätzten prüfend den

Wert jedes einzelnen Redners. Diese Aufmerksamkeit konnte von Nutzen sein, denn niemand weiß heute, ob er nicht morgen einen Prozeß hat und einen scharfen Vertreter braucht. — Der Amtssitz des königlichen Notars, welcher sich am unteren Ende des Marktes befindet, war heute gleichfalls sehr gut besucht. Die Herren Wassermann und Meyer Männlein hatten wieder ein großes Anwesen erworben und die Nachbarn des Verkäufers kauften nun von ihnen die Grundstücke, welche sie vorher verschmäht hatten. Guter Handel gedeiht nicht ohne Streiten und Lärmen; das wußten Männlein und Wassermann aus ihrer langjährigen Praxis und sie fühlten sich in ihrem Elemente, wenn recht heftige Reden gegen sie geführt wurden. Den gröblichsten Beleidigungen gewannen sie eine scherzhafte Seite ab, wenn dadurch der Handel vorwärts ging; manchmal freilich mußten sie ihr Ansehen wahren, wenn ein Schimpfwort zugleich die Absage bedeutete, oder wenn der Schimpfende als Zahler von minderem Werte war.

Wie zum Beispiel der Kleingütler Blasius Hörmann, welcher dreißig Dezimalen Wiesengrund behufs Abrundung erwerben wollte und sich äußerst ungeberdig benahm, als ihm der Preis genannt wurde. Wassermann hörte ihm zuerst mit mildem Lächeln zu, da er vermeinte,

daß gerade diese Seftigkeit das beste Zeichen für die starke Kauflust des Gütlers sei. Als aber Blasius Hörmann immer halsstarriger und unfeiner wurde und zuletzt allen Ernstes versicherte, daß er mit so einem lausigen Halsabschneider durchaus gar nichts mehr zu thun haben wolle, da wurde auch Wassermann ungehalten.

„Wer bist du?“ fragte er den schreienden Landmann. „Was glaubst du? Du bist mir zu wenig, daß ich mich abgebe mit dir.“ Und als Wassermann sah, daß von den Anwesenden sich niemand für Blasius Hörmann erwärmte, fügte er bei: „Du bist mir überhaupt zu gemein.“

„Wos bin i, du Herrgottsaferament? Daß i di fei net glei niederschlag, du Blutsmensch.“ Sier legte sich der königliche Notar ins Mittel und erläuterte dem widerhaarigen Gütler, daß er sich nicht auf dem Lande bei den Saubauern befinde, und daß ein Amtszimmer nicht zu verwechseln sei mit einer Bierwirtschaft. Da Hörmann immer noch etwas zu entgegenen wußte und sich nicht einmal der staatlichen Autorität beugte, mußte er den Schauplatz verlassen. Er that dies, indem er Herrn Wassermann noch einige Proben seiner Werthschätzung vorlegte. Allein dieser zeigte durch verächtliches Achselzucken, daß er den geringen

Bildungsgrad des Beleidigers zu würdigen wisse und sagt nur, als Hörmann bereits im Ausgang plärrte: „Es is gut, daß er draus is. Er is ä Lümmel.“

Die Verhandlungen nahmen ihren lebhaftesten Fortgang; die Verkäufer sprachen auf die Bauern ein, die Schmuset drängten, der Notar gab seine Meinung dazu. Sie und da nahm Männlein einen Kauflustigen auf die Seite und raunte ihm geheimnisvoll ins Ohr; „Ich will dir was sagen, Wagenbauer, du kriegst das Tagwerk um dreißig Mark billiger — weil du's bist. Aber es wird nix mehr geredt.“ Währenddem flopste es heftig an der Thür; jemand probierte an der Klinke herum und stieß mit den Knien gegen die Füllung. „Was isch denn des wieder für a unghobelter Gascht!“ schrie der Notar, den die Verhandlungen in etwas gereizte Stimmung versetzt hatten.

Die Thür gab endlich dem Druck nach und auf der Schwelle erschien unser Keischl, hinter ihm die Keischlin und Andrä, und über dessen Schulter hinweg sah man das schwarze Kopftüchel der Emerentia Salvermoser neben dem schlauen Gesicht des Schäfers Nepomuk Feichl von Wagling.

„Wer seid 'r denn?“ fragte der Notar den Keischlbauern mit gut vernehmbarer Stimme.

„J? I bi da Keischl vo Pellham.“

„Ja, des mußt scho saga, des ka 'n i it schmecka. Zu was komscht denn da rei? Willst au Grundstüch kaufn?“

„Kaafen? Na, kaafen will i gar nix?“

„Für was schteht denn hernach do? He? Red a mal, mueß ma dir alles rausziaga?“

„An Übergab möcht ma vabriefen, und an Th'vatrag.“

„Ja, was fällt d'r denn ei? Glaubst du, i ka alles auf oimal machn? Glaubst, i laß alles liega und schteah, wega deiner Übergab?“

„Nachn femma mir halt später, bal's jertz foa Zeit hamm.“

„Sei halt so guat, gel? Und jertz mach, daß d' raus komscht, schteh it so oifältig her.“

„Bis wann soll ma femma?“

„Frag it so saudumm, des ka i do it wissa, wenn i halt fertig bi, oi's nach dem andera.“

„Nachn femma ma halt in a guaten Stund wieda her und schaug'n nach,“ meinte Keischl gutmütig und zog die Thüre zu. Die ganze Gesellschaft machte Kehrt und trappte durch den Ausgang. Im Freien wurde beraten, was nunmehr zu thun sei.

Seichtl gab den Ausschlag. „Des G'scheidest is“, sagte er, „mi gengan wieda zum Zieglerbräu. Vor zwoa Stund werd's mit'n Vabriefen

do nix. I kenn an Notari. Bal er so schreit,
hat er viel Arbet."

Das große Gastzimmer in der Zieglerbrauerei
war dicht gefüllt. Keischl wurde beim Ein-
treten von vielen Bekannten begrüßt und
musste fast an jedem Tisch Bescheid thun.

„Bist wieda auf da Höch? Kost do wieda
füri mit dein Sapen?“ wurde er gefragt; und
er trank bei jedem und gab Auskunft über
sein Befinden. Unterdes waren ein paar Plätze
frei geworden, die Leute rückten zusammen
und unsere Gesellschaft konnte eng aufeinander
gepreßt an einem Tisch Platz finden. Die Er-
scheinung der Emerenz erregte Aufsehen; viele
drehten die Köpfe nach ihr um und der Zankl-
bauer von Siegmertshausen wisperte dem
Keischl ins Ohr: „Wos hoscht denn do für
oane dabei?“

„Des is an Andrä sei Hochzeiterin.“

„Ah? Do bin i ja gor nix inne wor'n. Is
jetzt scho zu'n Übergeb'n bei dir?“

„Ja; es is nimma z' fruah.“

„Do hoscht scho recht. Wo is denn sie her?“

„Vo Zielsriad. An Geitnerbauern a seinige
Tochta.“

„Vo dem Geitner, der wo vorig's Johr
g'schtorm is?“

„Ja, vo dem.“

„So, von Geitnerbauern is' sie?“ wiederholte

der Janfl und vertraute die Neuigkeit seinem Nachbar an, der sie gleich weiter gab. Nach Umlauf von einer Viertelstunde wußten es alle im Gastzimmer, daß der Keischl von Pellham übergebe, und daß der Andrä eine Seitnertochter von Kielsried heirate.

Der eine und andere von den Bekannten kam herüber und begrüßte das Brautpaar. „Also Andrä, i ho vanumma, du heirat'st jetzt. Des is recht. Do trink amal.“ Andrä machte jedesmal einen kräftigen Zug und schob das Glas der Emerenz hin, die bescheiden nippte und sich dann mit der Hand den Mund abwischte. Manchmal versuchte einer auch die Emerenz in das Gespräch zu ziehen, indem er wohl sagte: „A sauberne Hozeiterin hoscht dir aba g'sucht; dera waar i aa net feind.“ Die Salvermoserin wußte, daß man bei solchen Redensarten verschämt sein muß, und sah auf ihren Handkorb nieder, den sie auch heute dabei hatte.

Allmählich ließ die Aufmerksamkeit, die man dem Ereignis im Keischlhaufe gewidmet hatte, nach, und die Gespräche nahmen eine andere Wendung. Man unterhielt sich über den Gang der heutigen Schranne; daß sie gut gewesen und daß viel verkauft worden sei; man besprach die Preise, welche Weizen und Gerste gefunden hatten, und flagte über die geringe

Höhe derselben. Manche berichteten über die Gerichtsverhandlungen, wieder andere begaben sich auf das Gebiet der Politik.

An seinem Tische führte Feichtl das große Wort. Die Aussicht auf die hundert Mark, welche er noch heute von der Salvermoserin erhalten sollte, stimmte ihn froh und gesprächig. Er verbreitete sich mit viel Sachkenntnis über die schlechten Zeiten und die Ursache des allgemeinen Niederganges. „Net wahr“, sagte er, „betracht ma's no, wia's der Fall is. Zerscht hot ma d' Arbet, daß ma de Kinda groß ziaht, und bal dir oaner in da Wirtschaft helfa funnt, kimmt er zum Militari. Jetzt kost wieda zahl'n. An Buam muaßt Geld schicka, weil er do net leben fo als Soldat mit dem, was er als Löhnung friagt; und nacha muaßt für eahm an Knecht eistellen, der an Hausa kost. Da werd 's Geld zwoamal hi. Und net, wia is mit die Steuern? Ollawei wern's mehra, ollawei finden's wieda was Neu's, daß da Bauer zahl'n muaß. Neue Kanona, neue G'wehr, neue Banganett, grad wergeln thean's, und de Herrn, de wo in Reichstag drin san, dö sag'n zu all'n ja. Do san lauter Studierte drinn, de helfan z'samm'; wenn's mit anand streiten, des is lauta Schwindel, lauta Kumedi, daß de dumma Leut d' Aug'n auswischen. Drum sag i dö, bal net mehra

Bauern einikemman an Landtag, werd's nia nij."

Das Thema war so beliebt, und Seichtl entwickelte eine so große Mundfertigkeit, daß selbst der Keischl und Andrä trotz ihrer aufkeimenden Abneigung beifällig zuhörten. Das spornte den Schäfer an, und er sprach noch manches treffende Wort über das Wapperlgesetz, über die Handelsverträge und über die einer gründlichen Besserung bedürftige Obrigkeit, bis Andrä sagte, es wäre an der Zeit, wieder zum Notar hinunter zu gehen.

Sie brachen auf und trafen es diesmal besser. Wassermann und Männlein hatten ihre Geschäfte abgewickelt, so kamen sie gleich an die Reihe.

Der Herr Notar war besserer Laune als vorher, und das war gut für beide Teile, denn die Verhandlungen, welche sich nunmehr zwischen den alten Keischlleuten und ihrem Sohne entwickelten, brauchten eine große Geduld. Die Summe, für welche der Hof abgetreten wurde, das Abstandsgeld, war schon vereinbart; zehntausend Mark, die mit vier Prozent verzinst werden mußten und auf Hypothek liegen blieben. Hierin ergaben sich keine Schwierigkeiten. Desto mehr aber bei der Vereinbarung über die jährlichen Austragsrechnisse und über die Inventarstücke, welche

den Übergebern noch verbleiben sollten. Der alte Keischl wollte für sich und seine Ehefrau drei Kleiderkästen, und dieses Verlangen erregte bei Andrä sofort lebhaftere Entrüstung. „Zu wos brauch't's ös drei Kästen? Mit zwoa g'langt's ös leicht; dös theat's grad mit Fleiß, daß s' mi recht tragen finnt's.“

„Bal ma's net braucheten,“ erwiderte der Keischl, „nacha thaten mir's it valanga; des muast da mirfa.“

„Ja, für was denn? Du bringst dei G'wand leicht in oan Kasten, und d' Muatta hat do aa foan solchen Aufwand.“

„Was mi ham, des wissen mi, und wos mi braucha, des wissen mi aa.“

„No, no,“ beschwichtigte der Notar, „nur it glei oba naus fahra, des hat foan Wert. Geh't's denn gar it mit zwoi Käschta?“

„Na, es geath it, und bal's gang, nacha möcht i net.“

„So muast reden,“ fuhr Andrä los, „do siecht ma, wia's ös zwoa seid's. Is dös aa no a Wort, bal's gang, nacha möcht i it!“

„Deswegn brauchsch't du it so z' plärta,“ mengte sich der Notar wieder ein, „es isch amol der Vat'r. Und was liegt denn dra on oin Käschta? Es isch do grad für so lang, wie die zwoi Alta leba.“

„Des is scho recht. Aba mi brauchen do aa

was für insa G'wand. Nacha müassen mir's Sach als a neua Kaafa."

„Des isch jetzt gleich. Jetzt isch gar mit dem Dischputira; mir schreiba drei Käschte. Also, was wollt'r no?"

Reischl gab seine Wünsche an. Zwei Truhen, die wo in der oberen Stube stehen, mit samt dem Inhalt, einen Tisch, eine Bank und zwei Stühle. Diese Forderungen gingen ohne längere Debatte durch. Es kamen weiter: ein kleiner Schlüsselforb, vier Solzteller und zwei Schüsseln. Auch hierüber wurde nicht gestritten, obzwar Emerentia Salvermoser bemerkte, zwei Solzteller thäten den nämlichen Dienst; als ihr aber die Reischlin die Frage vorlegte, ob das Sach schon ihr gehöre, lenkte sie ein und sagte, sie habe bloß gemeint. Beim nächsten Posten erhitzten sich die Gemüter wieder bedenklich. Reischl verlangte vier Bienenstöcke mit den Bienenschwärmen.

„Mehra wie vieri hamm ma ja gor it," schrie Andrä.

„Des thuat ja nix, erwiderte sein Vater, „wie'r i an Hof übernomma hab, is aa foaner do g'wen."

„Dös beweist si gor nix, a jeda kaaft was zuawi zu'n Sach. Des Viech, was jetzt an Stall steht, is vor dreiß'g Jahren aa no net do g'wen. Dös fun'st grad so guat sag'n."

„Überhaupt's host du di mit de Impen nia o'geben mögen," sagte der Alte bockbeinig.

„So? Alsammet hon i ja do scho it thoa finna, und bal i mi drum kummert hätt, host mi it zuawi lassen."

Der Notar wurde ärgerlich. „Da hört si aber verschied'nes auf," sagte er; warum habt'r denn des it dahoim ausg'macht? Da herin isch do foi Platz zum Schtreita. Wann'r so fort-macht, na hocka mir in sechs Schtund au no da."

„I streit ja net," erwiderte Andrä, „er soll halt it gor a so unverschämt sei."

„Wos bin i? Du, b'sinn di fei a wengl, host g'hört?"

„Ruhe! Was isch denn des für an Art un Manier? Auf der Schtell halt'r 's Maul ihr Saferament! I will euch was saga: Keiner hat recht. Jeder laßt was nach, und jeder giebt was zua. du" — wandte sich der Notar an den Alten — „nimscht zwoi Schtöck, und du," sagte er zum Andrä, „bisch au mit zwoi z'frieda. Halb und halb so isch recht."

„Für wos denn?" fnurrte der Keischl. „Er hot sie ja nia net mit die Impen o'geben."

„Des is it wohr," brüllte Andrä.

„Wos? Host it g'sagt, mit de Malefizviecher is nix aufg'richt. Auf den Profit that'st huasten? Host des it g'sagt?"

„Maul halta! Ruhe!“ schrie der Notar, „entwed'r — od'r! Entweder ihr macht die Sach fertig, od'r ihr geht naus. Na könnt'r im Wirtschhaus schtreita. I schtell mi da it her für euch. Wollt'r halb und halb? Sönscht mach i Schluß.“

„Do mir aus, soll er zwoa hamm,“ brummte der Reischl, „aba des sag i dir glei, i kümmer mi gor nix drum. De verrecka dir g'schwind gnuu.“

„Des wer mi nacha scho seh'gn,“ meinte Andrä.

„Also fertig; zwoi Bieneschtöck sind g'schriebe. Sönscht wollt'r nix mehr?“

„Na.“

„Dann fönna mir fortfahra.“ Im übrigen — diktierte der Notar seinem Schreiber — im übrigen sind mit übergeben alle Ein- und Zubehörungen, die Gesamtheit des Inventars an Haus- und Baumannsfahrnissen, das vorhandene Vieh, alle Ökonomiegerätschaften, alle Getreide-, Heu-, Stroh-, Futter-, Holz- und sonstigen Vorräte, die übrigen Mobilien, im Hause selbstverständlich auch alles, was wand-, band-, niet- und nagelfest ist. „Ißch recht so?“

„Ja.“

„Na fönna mer also zum Austrag schreita. I sag euch aba glei, daß 'r mir net wieder so wüschit thut und 's Protokolliera aufhaltet. I

muass heut au no zum Essa Komma. Ich
g'rad guet, daß mer davo reda", fügte der
Notar bei und rief zur Thüre hinaus: „Bärbla!
Bärbla!“

„Was giebt's?“ rief eine weibliche Stimme.
„Bärbla! Sag d'r Frau, sie soll die Knödel
it eilega, vor i's it sag. Es fa heut ziemli
lang daura.“

Diese Meinung erwies sich als richtig. Die
alten Leute hielten sich an den Grundsatz, daß
hinterher die schönste Reue nichts hilft, und
daß vorgethan und nachbedacht, schon manchen
in groß Leid gebracht. Sie wollten ihr Ge-
wisses haben, Punkt für Punkt, und dachten,
je mehr man verlangt, desto leichter kann man
herunter handeln. Andrä ließ es daran nicht
fehlen; er feilschte um jede Kleinigkeit und
verteidigte seine Stellung mit einer Geschick-
lichkeit, die den Eltern innerlich Bewunderung
einflößte. Auch Emerenz gewann die tröstliche
Überzeugung, daß ihr Zukünftiger sein Sach
zusammenhalten werde, und in Seichel stieg die
Ahnung auf, daß er nicht ohne heisse Kämpfe
in den Besitz des Schmuserlohnes gelangen
werde. Schon gleich beim ersten Punkt gingen
die Meinungen auseinander. Die Alten sollten
die gleiche Kost wie die Jungen haben. Das
sei ihm zu ungenau abgefaßt, sagte der Keischl,
denn „ma woass nia, wi ma mit anand aus

Fimmt, und bal oan de junga Leut tragen möchten, nacha esseten's liaba selba a Zeit lang recht schlecht und funnten dös aa leichta aushalten, als wia an alter Mensch."

Andrä wies diese Verdächtigung zurück. „Du machst mi ja schlecht vor'n Herrn Notari. Bal ma di reden hört, nacha funt ma scho moan, wia'r abscheuli mir mit anand g'haust hätten. Sab dir i scho amol an unrechts Wort geben?"

„Des sell it, aba mi sagt g'rad. Mi woass nia, was amal werd. Es san scho de beschten Freund ausanand femma."

„Ja, aber Keischl, was welle Sie denn eigetli?" fiel der Notar ein — „des isch do allaweil a Vertrauenssach, was Ihna die Bäurin für a Koscht macha werd. I kann do it an Speiszettel für alle Tag im Jahr protokolliera."

„Dös braucht's it. Aba dös Fo g'schrieben wer'n, daß mir alle Wocha drei Pfund Rindfleisch kriag'n müassen."

„Du bist ja narrisch! Wo soll'n denn mir so viel Fleisch herbringa?"

„Beim Wirt kriagt ma's de ganz Wocha zum Kaafa", antwortete Keischl.

„Des war g'spassi", schrie Andrä — „jert müassst mi g'rad siaden und brot'n bei'n ins! So lang du auf'n Hof g'wen bischt, hat's dös it braucht. Mi hamm d' Schmalzkoscht g'habt,

wia's da Brauch is, jetzt auf oamal war nix teuer und gut g'nua. Alba da bischt ganz g'stimmt, bal'st moanst, i setz mi an d' Schulden eini. Liaba mach i an Knecht meiner Lebtag."

Der Notar mußte eingreifen; er brachte die Sorderung auf ein Pfund herunter; als er damit fertig war, ging es über Milch und Eier los, über Nudeln und Brot, über die wöchentlich und die jährlich zu machenden Reichnisse, bis man endlich die Viktualien glücklich unter Dach und Fach gebracht hatte.

„Uff!“ sagte der Notar, „do möcht m'r au lieber Holz hacka, als mit solche Büffel an Übergab protokolliera. Jez isch zwölf Uhr vorbei, und d'r Brata verbrennt mer, so g'wiß als wie was. So dicke Bauraschädel mueß it glei wieder wo geba. Also diktiera mir weiter, nächschte Zeil!“ wandte er sich an den Schreiber. Die Übergeber bedingen sich als natürlichen Austrag auf Lebensdauer vom Anwesen aus folgende unentgeltliche Leistungen und Reichnisse: a) Die täglich ihrem Alter und ihren Gesundheitsverhältnissen entsprechende Kost über Tisch gemeinsam mit den Übernehmern, wobei ausdrücklich bedungen wird, daß die Übergeber wöchentlich ein Pfund Rindfleisch erhalten sollen und in Krankheitsfällen nötigenfalls auch eine leichter verdauliche Kost.

„Iß so recht?“ fragte der Notar.

„Ja, so is ganz recht,“ antwortete der Reischl.

„Gott sei Dank; da bin i aber herzli froh. Also weiter.“

Außerdem erhalten die Übergeber täglich b) das ganze Jahr hindurch von Georgi bis Michaeli zwei Liter gute Milch, die übrige Zeit einen Liter, c) täglich von Georgi bis Michaeli jeden Jahres ein Ei. Die übrige Zeit des Jahres fällt dieses Reichnis weg, d) jede Woche am Samstag zwei roggene Nudeln, e) zu jeder Backzeit einen weißen Laib Brot, f) an Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Kirchweih je zwei Pfund nicht zu fettes Schweinefleisch, g) jährlich vier Hektoliter Korn, zwei Hektoliter Weizen, drei Ster einen Meter langes Scheitholz, drei Ster Prügel, einen Schab gehacktes Wied, zwölf Pfund Schmalz, zehn Pfund Kaffee, zehn Pfund Zucker, und jährlich den dritten Teil des im Anwesen gedeihenden Obstes, h) den Übergebern ist das ganze Jahr ein Schaf in Sutter zu halten und gut zu verpflegen.

„Samm mer jetz alles?“ fragte der Notar wieder — „oder sollen no a paar Fressalien protokolliert werda?“

„Mehra woll'n mir net; dös is gnua,“ antwortete Reischl zufrieden.

„No, i glaub's au; wenn 'r alles eßt, was

g'schrieba s'chteht, na habe'r an guatn Maga, i gratulir. Jetzt kommet die Kleidungsstück. Da möcht i mer aber ausbitten, daß 'r die saudumme Schreiterei weg laßt. Des isch si an alter Brauch, was da oiner zum Friaga hat, daß m'r wirkli nix schwärze braucht."

Unsere Bekannten ließen das alte Herkommen gelten und waren darum sogleich einig. Sier-nach wurden dem Keischl geschrieben: jährlich zwei Semden, ein Schaber, ein Paar Vorschube, ein Paar Pantoffel, alle zwei Jahr ein Paar neue Schafstiefel. Und der Keischlin jährlich zwei Semden, ein Paar Pantoffel, ein Paar Schuhe, zwei Schürzen, drei Kilo Flachs, alle zwei Jahr ein wollener Rock.

„No, seht 'r, es geht ja,“ lobte der Notar, „wenn Vernunft und guater Will da isch, braucht's Foi G'schichta. Wenn 'r z'erscht so g'scheidt g'wesa wärt, könnt m'r jetzt alle Mit-tag macha. Jetzt woll'n m'r aber auf's End denka.“

Es kamen noch die Schlußbestimmungen, daß den Übergebern der unverwehrte Aufenthalt in der Wohnstube, die Mitbenützung der Küche und der freie Zugang zum Brunnen zustehen sollte, daß ihnen auf Verlangen die Kost in das Austragstübel verbracht werden müßte, und endlich, daß den Übergebern alle Reichnisse auf eine halbe Stunde Entfernung nachgebracht

werden sollten, wenn sie infolge liebloser Behandlung nicht mehr auf dem Anwesen bleiben wollten. Damit war der Übergabevertrag fertig gestellt, und jedermann wird begreifen, daß der Herr Notar erleichtert aufschnaufte. Der Ehe und Erbvertrag zwischen Andreas Weidenschlager und Emerentia Salvermoser war schnell gemacht. Die mitanwesende Braut wurde in den ferneren gemeinsamen Besitz des Anwesens eingewiesen, und schloß allgemeine Gütergemeinschaft mit ihrem Zukünftigen. Alle Anwesenden setzten ihre Namen unter die Schriftstücke, auch Seichel als Zeuge dafür, daß Emerentia Salvermoser diese und keine andere sei; dann verließen sie die Kanzlei und gingen in einer Reihe, die ganze Breite der Straße einnehmend, die Marktstraße wieder hinauf. Beim Goldarbeiter machten sie Halt, weil Andreas für sich und seine Braut die Eheringe kaufen mußte. Als auch dieses Geschäft abgethan war, tranken unsere Bekannten noch einige Halbe Bier beim Ziegler und vereinbarten, daß das Stuhlfest in vierzehn Tagen, die Hochzeit aber ein paar Wochen nach Ostern stattfinden sollte. Gegen den Abend zu fuhren sie mit der Eisenbahn bis Esterhofen. Hier trennten sich Emerenz und Seichel von den andern und gingen den direkten Weg nach Wazling. Der Schäfer hatte jetzt Gelegenheit,

die Salvermoserin daran zu erinnern, daß seine 100 Markk fällig waren. Er machte auch keine längere Einleitung, sondern steuerte gerade auf sein Ziel los.

„Höst 's Geld dabei, Emerenz?“ fragte er.

„Welches Geld?“

„No, Du fragst aba g'spassig. Meine 100 Markk halt.“

„Ja so,“ antwortete die Salvermoserin recht zögernd, „ja, i hob scho eppas dabei, aba so weit g'langt's it.“

„Net? Du host do g'wisst, wia ma's aus-g'macht hamm, 100 Markk host ma g'hoassen, an dem Tag, wo d' Übergab notarisch g'macht werd.“

„Ja, g'redt hamm ma scho davo,“ sagte die Emerenz, „aber i hob it so viel Baargeld g'habt, und Foa Papier hab i mir aa net wechseln woll'n, und nacha hob i mir denkt: 100 Markk, des is ja do oamal z'viel.“

„So? Du moanst es is z'viel? Is des vielleicht it auftroffa, was i vasprocha hab? Sab i mi net rechtschaffa plagt? Sab i di net auf an Hof bracht, der wo 's Anschaug'n wert is?“

„No, no, gar a so plag'n hast di net müassen. Du bist halt oamal mit mir auf Pellham ganga, und heunt auf Dachau. Und z'Dachau hätt'n ma di eh net braucht.“

Seichtl beschloß, einen längeren Streit zu ver-

meiden. Er wußte, daß die Frauenzimmer halsstarriger werden, je länger sie reden. „Wie viel hast denn überhaupts bei dir?“ fragte er kurz.

Emerenz blieb stehen und langte ihren Geldbeutel heraus. „Sechz'g Markl,“ sagte sie, „mehra gor it.“

„Na, mei Liabe, so hamma net g'wett. Du thast di ganz leicht. Des giebt's gor it.“

„Du host di ja it plagen müassen“, wiederholte Emerenz, „du bist g'rad oamal auf Pellham ganga. Und überhaupts hat de alt Keischlin mei Schwestera kennt. Do hätt'n mi gar Foan Schmuser it braucht.“

„Aha,“ sagte Seichel und pfiß vor sich hin.

„Bist du aa a solchene? Do bist aba z'spaat aufg'standen, mei Liabe. I will dir was sag'n. I mog Foan Prozeß it. Wann i di verflag'n that, nacha müassest du allesammet zahl'n. Aba balst schlau bist, reibst jetzt neunz'g Markl ei, nacha will i z'frieden sei.“

Emerenz verlegte sich auf's Handeln. Endlich ließ sie sich herbei, achtzig Mark zu geben, und der Schäfer war damit einverstanden. Die Salvermoserin zählte ihm zögernd und mit sichtlichem Bedauern den Betrag auf die Hand. „Des is ganz unverschämt,“ sagte sie, „du host di net plagt. Du bist g'rad oamal auf Pellham ganga.“



Sechstes Kapitel

Dicht neben der Kirche steht der Pellhamer Pfarrhof. Ein stattliches Gebäude, zwei Stockwerke hoch, mit hellen Fenstern, hinter denen man schneeweiße Vorhänge sieht. Rings um das Haus liegt der Garten, welcher auch jetzt, im Vorfrühling, ein wohlgepflegtes Aussehen hatte. Schon gleich beim Eintreten erhielt man den Eindruck behäbiger Ruhe und Sauberkeit. Und dieses Gefühl verstärkte sich, wenn man den hochwürdigen Herrn Franziskus Xaverius Staudacher und seine Hausbesorgerin, Fräulein Juliana, erblickte. Der Pfarrer war ein rüstiger Mann in den fünfziger Jahren; aus dem frischen Gesichte, dessen Backen einen rötlichen Glanz hatten, blickten gutmütige Augen; das stark entwickelte Bäuchlein ver-

riet, daß der geistliche Herr den Genüssen dieser Welt nicht gänzlich abgekehrt war. Fräulein Juliana aber bot vollends das Bild eines gesunden, rundlichen Mädchens. Obwohl sie dem Vierziger nicht mehr ferne stand, war ihr Anblick dennoch ein erfreulicher; an ihren reichlichen Formen war nichts Hartes und Eckiges. Ihre Bewegungen waren ruhig und gemessen, und sie entbehrten nicht einer gewissen Hoheit. Wie sie jetzt in der Küche stand, das Gesicht etwas erhitzt von der Arbeit und dem Herdfeuer, war sie wirklich eine appetitliche Person zu nennen.

Sie befand sich in eifrigem Gespräche mit der Ehefrau des Krämers Scharl, welche viel im Pfarrhose verkehrte und stets allerlei über den Lebenswandel der Dorfbewohner zu berichten wußte. „Denken's Ihnen nur, Fräulein Julian,“ sagte sie eben, „die Forchhamer Cenzi ist wieder da.“

„Die Forchhamer Cenzi? Die in der Stadt drin gedient hat?“

„Ja, die. Sie, die wenn's heut' g'sehen hätten, Fräulein Julian, in der Frühmess. Nein, so was! Am Seitenaltar is s' g'standen. Ich hab g'rad mei Andacht verricht' und schau bloß amal ganz zufällig hin. Wer is denn jetzt das? hab ich mir denkt. Wissen's, Fräul'n Julian, ich hab's gleich gar nicht mehr kennt zuerst;

ein Moirékleid hat's ang'habt, in der Mitt an Samtgürtel, auf'n Hut hat's eine Straußenfeder g'habt, und an Rock hat's ein bißerl aufg'hoben, daß ma die Zeugstieferl hat sehen können. Und wie sie sich umdraht, was siech i da? I hab g'meint, i muass in Ohnmacht fallen, — Handschuh — denken's Ihnen nur g'rad — Glacéhandschuh hat's ang'habt — i bitt Ihnen um der Gotts Willen, Fräulein Julian, ham's scho amal so was g'hört, ein ganz an ordinärer Dienstbot und Glacéhandschuh? Nein, was man heuntzutag alles erleben muß, das is schon großartig! I sag's oft zu mei'n Mann, d'Welt fann nimmer lang steh'n, wenn alles verkehrt is."

Fräulein Juliana hatte aufmerksam zugehört und durch Kopffschütteln ihre entrüstete Mißbilligung gezeigt. „Wie diese Mädchen sich nur nicht schämen!“ sagte sie und stemmte ihren rundlichen Arm in die Seite.

„Ja schämen!“ rief die Scharl mit bitterem Hohn, „da kommeten Sie g'rad recht, Fräulein Julian, wenn Sie bei einer solchlenen Person ein Schamg'fühl suchen. Die Zeiten sin vorüber, wo sich ein Dienstbot g'schämt hat; prozen thun's jetzt, und groß thun. Wenn eine in der Stadt g'wesen is, meint's, es is nix mehr gut g'nug herauf bei den Bauern. A Stadtfräulein möcht jede spiel'n, wenn's auch noch

so a g'scheerte Moll'n is, nehmen's mir's nicht übel, Fräulein Julian, aber es is ja wahr!"

„Leider, leider, Frau Scharl.“

„Und was sin die Folgen von einer solchenen Aufführung?“ fuhr die Krämerin eifrig fort, „in der Stadt d'rin umeinanderschlampen, mit alle möglichen Mannsbilder rumsfahren und z'letz gar a Kind frieg'n, weiß niemand, wo her — unser Herrgott verzeih mir die Sünd', aber ma muß's ja sagen!“

Fräulein Juliana sah etwas geschämig auf die Seite und murmelte: „Aber ich bitt' Ihnen, Frau Scharl!“

„No ja, is vielleicht net wahr? Was is denn g'wesen mit der Solzapfel Theres? Hat's vielleicht nicht zwei Kinder der G'meinde ang'hängt? Das Weibsbild, das schlechte, hätt' i beinah g'sagt.“

„Allerdings, die Solzapfel ist eine verworfene Person.“

„Und so sin's alle, glauben's nur mir, Fräulein Julian, mit dem Hoffsahrtsteufel geht's an, das andere kommt nach. No, zu meiner Zeit hätt' amal so ein Schlampen mit Glacéhandschuh rumlaufen sollen! Xunter'zogen hätt' man's ihr von die Pragen — entschuldigen's, wenn i heftig werd — und hätt's ihr a paarmal um's Maul g'haut, bloß damit 's g'wußt hätt,

was sie is. Aber heut muß man sich alles g'fallen lassen, sogar in der Kirchen. Daß einem noch dazu die Andacht g'stört wird!"

„Saben Sie's nicht ang'sprochen, Frau Scharl?“

„Ang'sprochen? Na! Da bin ich mir z'gut dazu! Aber ang'schaut hab ich's, daß sie sich auskennt hat. Ganz feuerrot is s' wor'n, und gleich is sie fort. Ich hab no a paar Vater-unser bet', und nachher hab ich mir denkt: gehst zu der Fräul'n Julian rüber und erzählst ihr's g'schwind!“

„Das is recht, Frau Scharl, jetzt bleiben Sie aber noch ein bissel da und trinken ein Gläsel Nußgeist.“

„Ich dank schön, Fräul'n Julian, aber ich sollt eigentli' heim; mein Mann wart' im Laden, und s'Fleisch muß ich zusetzen.“

„Das preßiert net so; bleiben's nur.“

„Ja, aber . . .“

„Nur, probieren's einmal den Nußgeist; er is nicht schlecht.“

Frau Scharl ließ sich erweichen; sie trank den Schnaps und pries die Vorzüge desselben mit höchst anerkennenden Worten. „Ausgezeichnet; der kann einem den Magen wieder einrichten, aber gelten's, Fräulein Julian, ich halt Ihnen von der Arbeit auf?“

„Durchaus net. Sie sehen ja, daß ich mich net stören lass.“

Fräulein Juliana hatte eine Teigmasse auf das Nudelbrett gelegt und knetete eifrig daran herum. „Machen's eine Mehlspeis für'n Herrn Pfarrer?“ fragte Frau Scharl.

„Ja, an auszogenen Rahmstrudel; aber ich weiß net, heut wird mir der Teig net wie sonst. Ich glaub, es fehlt am Mehl.“

„Sam Sie 's vom Lechleitner?“

„Ja, ich bin sonst recht z'frieden damit.“

„So?“ Frau Scharl legte einen eigentümlichen Ton in dieses „So“ und hustete dann auffallend. Die rundliche Pfarrerköchin hielt mit dem Teigkneten ein und blickte fragend auf die Besucherin. Diese strich mit der rechten Hand ihren Rock glatt, sah zur Decke hinauf und dann zu Boden. „Ich weiß net, ob ich Ihnen was erzählen soll,“ sagte sie plötzlich und ließ eine große Seelenqual merken.

„Aber, Frau Scharl. Sie werden mir's doch net verschweigen, wenn's was Wichtiges is?“

„Eigentli sollt ich's Ihnen sagen, Fräulein Julian, es wär mei Pflicht, aber es thät Ihnen weh, und da laß ich's doch lieber bleiben. Nein, ich sag's net,“ wiederholte die Krämerin resolut. Fräulein Juliana ließ ihre Arbeit liegen und stellte sich vor die Krämerin hin. „Frau Scharl,“ sagte sie eindringlich, „Sie haben was auf'm Herzen. Wenn Sie meine Freundin sind, dann müssen's reden.“

Frau Scharl wurde immer verlegener und blickte hilflos in der Küche herum. Sie seufzte tief auf und dann begann sie stockend zu reden. „Auf'n Herzen? Ja, i hab was auf'n Herz'n, es thut mir förmli weh, daß Sie mit Ihrer Gutheit die Leut gar net kennen und net wissen, wie schlecht daß die Welt is. Sehen's, es hat mir an Stich geben, wie Sie voring g'sagt haben, daß Sie s' Mehl beim Lechleitner holen. Sie unterstützen die Leut, die wo's nicht verdienen um Sie. Ich weiß ja, daß g'schrieben steht: ‚Thuet Gutes denen, die euch hassen,‘ aber all's, was recht is.“

„Aber ich versteh Ihnen gar net, Frau Scharl, i hab doch nie was g'habt mit die Lechleitner, und i kann mi net beklagen. Er is sehr freundli zu mir und sie auch.“

„Ja, des is ja g'rad die Gemeinheit. Ins G'sicht nei schön thun und hinter'm Rücken hernach die abscheulichsten Sachen daher reden. Sie meinen halt, Fräul'n Julian, weil Sie selber eine edle Person sind, es müssen alle Leut a so sein. Da sind's aber in einem großen Irrtum.“

„So reden's doch, Frau Scharl, Sie spannen mich auf die Folter! Ich hab' den Leuten nie was in Weg g'legt. Und was können denn die über mich sagen?“

„Also gut, Fräul'n Julian, i will's Ihnen er-

zähl'n. I hab' zuerst nicht wollen, weil ich mir denkt hab', die Fräul'n Julian is so zartfühlend, daß ihr die Gemeinheit der Menschen einen wirklichen Schmerz bereiten thät. Aber, wenn ich die Sach' recht überleg', is es meine Schuldigkeit, Ihnen Aufklärung zu geben. Es is immer besser, ma weiß, wie ma dran is. Net wahr?"

„Freilich, Frau Scharl, glauben's mir, ich bin Ihnen dankbar dafür.“

„Sie müssen mir aber versprechen, daß Sie Ihnen nicht zu stark kränken d'rüber, Fräul'n Julian.“

„Kränken? O nein, was die bösen Leut' sagen, des geht nei und geht 'naus, des rührt mich gar net an. Erzählen's nur!“

„Wissen's, Fräul'n Julian, ich hab's von der Pfaffinger Anna, die hat's selber g'hört, wie's gestern 's Brot g'holt hat. Der Zollbrecht is im Zimmer neben dem Laden d'rin g'standen und hat mit'n Lechleitner dischriert. Die Pfaffinger hat g'sagt, sie hätt eigentlich gar nicht Obacht geben, wenn's nicht gar so g'lacht hätten. Des is ihr aber aufg'fallen und noch dazu hat's auf einmal Ihren Namen g'hört.“

„Mein Namen?“

„Ja, Fräul'n Julian. Passen's nur auf! Sie hab'n von der Fastenzeit g'redt, und daß an Herrn Pfarrer hart ankommen werd, wenn er

kein Fleisch kriegt und drei Tag lang Secht'n und Karpf'n essen muß. Da hab'n sie sich recht spöttisch g'macht d'rüber, was des für eine Entsagung wär."

"Das is aber eine Gemeinheit!"

"Des Ärgere kommt no, Fräul'n Julian. Wie's so g'lacht hamm, hat der Lechleitner g'sagt: O jegerl, a bisserl a Fleischspeis hat der Pfarrer trotz de Fastäg. I glaub, hat er g'sagt, sei liebste Fleischspeis ist die Fräul'n Julian."

Das Gesicht der Pfarrersköchin wurde von einer brennenden Röte überzogen, ihre gutmütigen Augen nahmen einen finsternen Ausdruck an, und ihre Stimme klang merkwürdig hart, als sie ihrer Entrüstung Worte verlieh.

"Nein, so was! Eine solchene Verleumdung muß man sich gefallen lassen von einer solcheneu Bagasch! Aber i werd's an Herrn Pfarrer sag'n. Auf der Stell geh i aus 'm Haus, wenn er mir fei Ruh verschafft vor de boshaften Ehrabschneider. Nein, so was!" Und Fräulein Juliana machte es, wie alle Frauenzimmer, wenn sie sich nicht mehr helfen können. Sie setzte sich auf den Küchenschemmel und fing gottesjämmerlich zu weinen an. Frau Scharl zeigte sich jetzt als menschenfreundliche Trösterin. "Aber Fräul'n Julian! Is das Ihr Versprechen, daß Sie Ihnen nicht Fränken wer'n? Wenn

ich das g'wußt hätt', nein, lieber hätt' ich mir die Jung' abbissen, als daß ich ein Wort g'sagt hätt'."

„Warum ärgern's Ihnen denn so?“ fuhr sie fort, als die Pfarrersköchin noch stärker schluchzte. „Sie kennen doch die Leut', wie sie sind. Da muß ma gar net aufpassen. Solchene Menschen sind ja viel zu gemein.“

Fräulein Juliana zog die Schürze von ihrem Gesichte weg und stieß ein paar Worte hervor. „Tag und Nacht . . . plag i mi . . . Nix is mir zu viel . . . keine Arbeit . . . und . . . nacha muß man . . . sich so was sag'n lassen! Su . . . hu . . . hu“

„Ja, aber Fräul'n Julian, Sie müssen doch denken, wer hat des g'sagt? Der Lechleitner! Des weiß ja das ganze Dorf, was der für eine Goschen hat. Dem is nix heilig. Und glauben thut er auch nix. Im ganzen Jahr geht er einmal zum Beichten, und macht no schlechte Witz d'rüber und möcht anderne Leut' spötteln, die wo frömmer sind. Schauen's, was hat er von mir g'sagt? Sei Magd hat mir's wieder erzählt. Weil i alle acht Tag die heilige Beicht verricht', hat er's Maul aufg'rissen: „De werd schon wissen, warum's in alle Beichtstühl rumfugelt,“ hat er g'sagt, „de hat alle Wochen ihre sieben Todsünd'n beinander. Schauen's, das is doch noch viel ärger, aber

Ich hab mir denkt, der Gerechte muß leiden und unser Herrgott wird schon wissen, warum er das zulast, daß ein solcher ausg'schämter Haberfeldtreiber auf der Welt is. Da müssen's Ihnen gar nip draus machen."

Fräulein Juliana beruhigte sich langsam und wischte sich die verweinten Augen aus. Sie erklärte, daß sie am liebsten noch heute den hochwürdigen Herrn von der Verleumdung in Kenntnis setzen möchte, aber daß sie es unterlasse, weil er einen zu starken Schmerz empfinden würde. Frau Scharl bestärkte sie hierin und empfahl sich, indem sie noch öfter versicherte, daß sie lieber nichts gesagt hätte, wenn ihr nur das Gewissen eine Ruh gelassen hätte. Sie verließ den Pfarrhof mit dem freudigen Bewußtsein, daß ihre Worte nicht achtlos verhallt waren.

Fräulein Julian blieb nicht lange allein mit ihrem Schmerze. Nach einer kurzen Weile trat Franziskus Xaverius Staudacher in die Küche ein und erkundigte sich teilnehmend nach den bevorstehenden Genüssen des Mittags. „Was hamm's heut Gut's aufkocht, Juli?“ fragte er und tätschelte mit vielem Wohlwollen die Wange seiner wertgeschätzten Hausbesorgerin. Diese berichtete und erntete insbesondere bei Erwähnung des Rahmstrudels lobende Anerkennung. Als Fräulein Julian wieder so recht

die freundliche Gesinnung ihres Herrn vor Augen sah, fielen ihr unwillkürlich die rohen Worte des Bäckermeisters Lechleitner ein, und gegen ihren Willen füllten sich die Augen mit Wasser. Es waren aber nicht mehr Thränen des Zornes. Eine wehmütige, weiche Stimmung überkam sie und wurde immer mächtiger, je mehr sich der Pfarrer Mühe gab, zu beschwichtigen. Endlich nach langem, eindringlichem Fragen erfuhr der hochwürdige Herr, wessen ihn der verruchte Lästler bezichtigt hatte.

Die Wirkung war jedoch keine niederschmetternde, und Fräulein Juliana, welche mit zaghafter Scheue auf den Gebieter blickte, sah mit Staunen, daß ein leichtes Schmunzeln um seine Lippen spielte. Und was sie hörte, war nicht weniger merkwürdig. „No, Juli“, sagte Franziskus Xaverius Staudacher, „daß des net wahr is, wissen mir zwei am besten. Aber“, — fuhr er fort, und dabei ging wieder ein schalkhaftes Lächeln über sein Antlitz —, „aber, mei liebe Juli, des größte Unglück wär des noch lang net.“

„Jesses Maria! Aber Hochwürden!“

„No, was is da dabei? Des darf ma ja sagen. I mein natürli, wenn i net Geistlicher, sondern weltlichen Standes wär', net wahr? Dann könnt ma ja die Sach noch überlegen,“ sagte der joviale Pfarrer. Dann krümmte er Mittel-

und Zeigefinger der rechten Hand und zwickte der errötenden Köchin in die Backen.

In diesem nicht ganz unverfänglichen Augenblicke fiel die Hausthüre geräuschvoll ins Schloß, und man hörte schwere Tritte auf dem gepflasterten Gange. Der geistliche Herr verließ seine Hausverwalterin, welche nunmehr in gefasster Stimmung ihre Arbeit wieder aufnahm, und erblickte im Hausflur vier Personen.

Es waren unsere Bekannten: Andreas Weiden-
schlager, seine Braut Emerentia Salvermoser,
ferner die Ökonomen Johann Zollbrecht von
Pellham und Kaspar Langenecker von ebenda.
Der Pfarrer begrüßte sie kurz und hieß sie in
sein Studierzimmer eintreten. „Aha“, sagte er,
„des is ja der Keischl Andrä; Du kommst zum
Stuhlfeß. Also das is die Braut?“

Emerenz sagte nichts, sondern hielt die Hand
geschämig vor den Mund, was als Bestätigung
gelten konnte.

„Und ihr zwei kommt's als Zeugen?“ wandte
sich der Pfarrer an die andern.

„Ja“, antwortete Zollbrecht, und Langenecker
nickte mit dem Kopfe.

„So? No nachher müssen wir halt die Sach
aufnehmen. Wie heißt die Braut mit ihrem
vollen Namen?“

Emerenz that die Hand vom Mund weg und
blickte zu Boden. „Emerentia Salvermoser“,

sagte sie in singendem Ton, wie sie es in der Schule gelernt hatte. Der Pfarrer setzte sich an den Tisch und schrieb die Angaben nieder.

„Emerentia Sal . . ver . . . moser. Schön, No, wie heißen die Eltern: Leben's oder sind's tot?“

„Der Vater hat geheissen Simon Salvermoser und er ist gestorben“, antwortete die Braut.

„Wo is er g'storben?“

„Er ist gestorben zu Eisolzried den 17. Oktober 1899.“

„Mhm! No, und die Mutter?“

„Die Mutter heisst Genovefa Salvermoser, und sie lebet noch.“

„Was is d' Mutter für eine Geborene?“

Diesmal versagte die Antwort. Emerenz sah verständnislos auf ihren Bräutigam.

„I mein, wie d' Mutter g'heissen hat im ledigen Stand?“ wiederholte der Pfarrer.

„Im ledigen Stand hat sie geheissen Genovefa Lichtensperger.“

„Und wo lebt sie?“

„Sie lebt in Unterbachern.“

„Also, hamm ma's ja! No, verwandt san die zwei Brautleut net mitanand? Könn't's ihr das bestätigen?“ wandte sich der hochwürdige Herr an die Zeugen.

„Na, nip verwandt,“ erwiderte Zöllbrecht.

„Ledig san's aa alle zwei. Net, daß oans scho verheirat war?“

„Nip, do seit si nip,“ gab Langenecker zurück.

„Si is ledig und er aa.“

„Ja, vom Andrä weiß ich's selber,“ sagte der Pfarrer. Und fatholisch seid's auch alle zwei?“

„Scho,“ erwiderte Andrä.

„Sonstige Ebehindernisse bestehen nicht; also wär' ma so weit, daß mir das firchliche Aufgebot erlassen können. I hab g'hört, es pressiert euch ein bissel wegen der Übergab?“

„Ja, es waar ins scho ganz recht, bal ma net lang aufg'halten war'n,“ meinte Andrä.

„No, bei uns geht's g'schwind g'nug,“ sagte der Pfarrer, „wenn nur die Papier in Ordnung san, daß die weltliche Behörde kein Anstand macht.“

„I bi in Bezirksamt drin g'wen; der Assessa hat g'sagt, in a drei, a vier Wocha is alles beinand.“

„No, von mir aus seid's net aufg'halten; i will euch das erste Mal verkünden am Sonntag nach Ostern und das zweite und dritte Mal z'gleich am zweiten Sonntag. Is so recht?“

„Ja, so hamm mir's aa g'moant,“ erwiderte Andrä.

„Also, paßt's auf! I les' euch jetzt das Aufgebot vor; wenn was net stimmt, dann sagt's mir's! Salt, da fällt mir grad was ei! Die Eltern vom Andrä weiß ich, aber wie hat denn d'Mutter sich ledig g'schrieben?“

„Barbara Sinkenzeller.“

„Bar . . . ba . . . ra Sinken . . . zell . . . er. So gebt's Obacht!“

Der Pfarrer las vor, langsam und mit guter Betonung:

„Zum heiligen Sakrament der Ehe haben sich versprochen der tugendreiche Jüngling Andreas Weidenschlager, ehelicher Sohn des Bartholomäus Weidenschlager, Bauer in Pellham, und der Barbara Weidenschlager, geborenen Sinkenzeller, beide noch lebend, und die tugendsame Jungfrau Emerentia Salvermoser, eheliche Tochter des Simon Salvermoser, Bauer in Eisolzried, seligen Angedenkens, und der Genovesa Salvermoser, geborenen Lichtensperger, diese noch lebend. — War alles in Ordnung?

Die Brautleute bestätigten, daß nichts gefehlt habe.

„So“, sagte der Pfarrer, „nachher können die Zeugen geh'n; die Brautleut bleiben noch ein bißel da bei mir.“

Zollbrecht und Langenecker entfernten sich, und nunmehr lud der geistliche Herr den Andrä und die Emerenz ein, auf dem Ledersofa Platz zu nehmen, während er sich ihnen gegenüber auf einem Sessel niederließ. Man merkte es dem hochwürdigen Herrn an, daß er an die Ausübung seiner amtlichen Stellung und Ge-

walt heranging; sein Gesicht wurde ernst, die Stimme klang bedächtig und salbungsvoll, und seine Rede begleitete er mit abgerundeten Bewegungen der rechten Hand.

„Ihr wollt also das heilige Sakrament der Ehe eingehen,“ hub er an; wisset ihr auch, weldch' einen wichtigen Schritt ihr thuet?“

Andrä und Emerenz merkten, daß so eine Art Predigt kommen würde, und richteten sich zu recht, wie sie dies in der Kirche zu thun pfliegen. Andrä drehte seinen Hut in den Händen und sah in eine Ecke des Zimmers, Emerenz saß etwas gebückt und blickte in ihren Schoß.

„Der Ehestand,“ fuhr der Pfarrer fort, „ist unter allen Ständen der erste, älteste und verehrungswürdigste; er ist der Grund und die Quelle der menschlichen Gesellschaft. Wer den Ehestand antreten will, muß zuvor wohl bedenken, ob er imstande ist, ein Hauswesen geschickt zu führen, Kinder gut zu erziehen und sich und den Seinigen das tägliche Brot zu gewinnen. Wer heiraten will, der sehe nicht bloß auf Geld und Reichthum! Keine Heirat ist so gefährlich, als wie die Heirat nach Geld. Da fragt man nicht, ob die Person häuslich, tugendhaft, geschickt und ordentlich ist, sondern die einzige Frage ist: Wie viele Tausende bringt die Person an barem Gelde? Und noch zwei

andere Punkte sind bei der Geldheirat recht bedenklich. Erstens, man macht den Reichtum gemeiniglich um viel größer, als er ist und in dieser Sache wird oft entsetzlich gelogen. Oft macht man eine Person, die man gerne anbringen möchte, tausend Thaler reich, da sie kaum die Hälfte aufzählen kann; und manchmal verspricht man eine großmächtige Summe entweder bar, oder in Fristen, und wenn es auf die Bezahlung ankommt, so sieht man kaum den sechsten Teil davon."

Sier zwinkerte Andrä ein wenig mit den Augen, und dachte bei sich, daß einer schön dumm sein müsse, wenn er sich zuerst keine Gewißheit verschaffe.

"Und zweitens," sagte der hochwürdige Herr, "gesetzt auch, man erhält die Summe ganz, was nützt eine Person, die zwar reich, aber dabei zänkisch, stolz, verschwenderisch, oder eine dumme Gans ist? Ein Beispiel: Ein gewisser Bürgersohn auf dem Lande hatte von seinem Vater viele Güter ererbt, und er war der reichste im Orte. Er wollte eine recht Vornehme heiraten und nahm sich eine Frau aus der Stadt; diese brachte ihm Geld wie Laub. Allein sie hatte von der Hauswirtschaft so wenig Kenntniss wie ein neugeborenes Kind. Die Dienstboten hatten einen Hauptspass mit ihr und betrogen sie vor ihren eigenen Augen.

Einstmals kam sie in die Küche, und da sah sie, wie eben die Magd von der Milch den Rahm abschöpfte und aß. Die Frau fragte: Was thust du da? Die Magd antwortete: Ich muß ja die Milch abschäumen, und ehe ich den Schaum ins Feuer werfe, will ich ihn lieber essen. Damit ließ sich die junge Frau abspeisen. Man kann leicht denken, was das für eine Wirtschaft war. Bald darnach kamen sie in Schulden und von den Schulden in die bitterste Not."

Als Emerenz von dieser Dummheit einer Hauswirthin hörte, vergaß sie den Ernst der Situation. Zwar versuchte sie zuerst das Lachen zu unterdrücken, allein je mehr sie es hinunterwürgte, desto heftiger überkam es sie wieder, bis sie endlich nachgeben mußte und hinter der vorgehaltenen Hand in ein unbändiges Gelächter ausbrach.

Der Pfarrer hielt eine Weile inne und nahm eine Prise Schnupftabak, bis daß sich die Heiterkeit der Braut etwas legte. Dann fuhr er weiter: „Wer glücklich heiraten will, der heirate auch nicht bloß nach Schönheit. Nichts ist vergänglicher, als Schönheit und besonders die weibliche. Durch eine einzige Krankheit, und oft schon bei dem zweiten Kindbett ist sie gänglich verloren. Die vernünftige Liebe merkt vorzüglich auf die Schönheit der Seele, das

heißt auf die Tugend und auf die schönen Eigenschaften, welche die Person besitzt. Ist das Weibsbild gottesfürchtig, sittsam, bescheiden und freundlich, liebt sie die Arbeit und versteht sie sich auf die Hauswirtschaft, so hat sie schon die allerschönsten Eigenschaften, welche mit feinem Golde zu bezahlen sind."

Dem Andrä kam die Rede etwas lang vor, sie machte nicht genügenden Eindruck auf ihn. Er hielt den Hut vor sich hin und öffnete den Mund sperrangelweit zu einem Gähnen. Der hochwürdige Herr bemerkte dies wohl, allein er hegte durchaus nicht die Absicht, von dieser Rede, welche er seit mehr denn zwanzig Jahren jedem Brautpaare hielt, auch nur eine Silbe zu opfern. Er verstärkte seine Stimme und erreichte, daß Andrä in die vorige Stellung zurückkehrte.

„Drei Tugenden müssen im Ehestande fleißig beobachtet werden, die Mäßigkeit, die Schamhaftigkeit und die Keinlichkeit. Denn ohne diese wird die eheliche Liebe von keiner langen Dauer sein. Die Mäßigkeit macht alle Freuden angenehm. Wer recht gut und delikate essen will, der muß warten, bis er Hunger hat, und er muß zu essen aufhören, sobald der Hunger gestillt ist. So auch da. Die Unmäßigkeit in diesem Stücke hat ganz fürchterliche Folgen, besonders für die Mannspersonen. Die Lebens-

geister werden vermindert, die Lingeweide geschwächt, das Gehirn ausgezehrt, die Augen verderbt und entzündet. Alle Ärzte bestätigen dieses. Ebenso fleißig sollen Eheleute auch trachten, unter sich die Schamhaftigkeit zu erhalten. Da meinen aber wieder viele Eheleute, diese Tugend habe unter ihnen keinen Nutzen mehr, und nach der Kopulation dürfen sie thun, was sie wollen. Allein, das bringt erstaunlichen Schaden. Sie geben ihren Hausgenossen viele Ärgernis und machen sich bei ihren besten Freunden verächtlich."

Auch Emerenz zeigte jetzt einige Ungeduld. Sie richtete an ihrem Kopftuche, schnupfte oftmals auf und sah nicht mehr in ihren Schoß, sondern zur Decke hinauf. Dieses veranlaßte den Pfarrer, wieder lauter zu reden, noch dazu, weil es gegen den Schluß hinging. „Die Keinlichkeit," sagte er, „ist eine reizende Tugend; sie steht besonders dem weiblichen Geschlechte wohl an. Nichts ist widerwärtiger als Unsauberkeit, und jede Frau soll sich hüten, daß sie durch keine schmutzige Gestalt sich grauslich macht. Diese Mahnungen beherzigt, bevor ihr in den Ehestand tretet, und nehmet euch vor, nach diesen Grundsätzen zu leben. Dann wird die eheliche Liebe von Tag zu Tag stärker, und ihr werdet einen dauerhaften Frieden und Segen in eurem Haus-

wesen haben. — So und jetzt könnt's geh'n," fügte der Pfarrer hinzu.

Die Brautleute erhoben sich und trappten nach kurzem Gruße eines hinter dem anderen aus dem Zimmer. Sie schritten durch die Dorfgasse und achteten nicht der Schönheiten um sie herum. Es war ein wunderschöner Märztag. Man konnte meinen, die Erde atme in tiefen Zügen die klare Luft ein und gebe beim Ausströmen den frischen, kräftigen Duft wieder, von dem alles erfüllt war. Wie ein ausgelassener Junge plätscherte der Bach über die Kieselsteine, froh darüber, daß wieder Schneeglöckchen und Schlüsselblumen an seinem Rande wuchsen und in dem klaren Wasser sich spiegelten. Von dem zarten Grün der Wiesen hoben sich in langgestreckten, wellenförmigen Linien die tiefschwarzen Ackerfurchen ab, und über allem lachte ein blauer Himmel. Andrä und Emerenz schritten schweigend dahin; da und dort sah ihnen ein neugieriges Frauenzimmer nach; aus dem einen und anderen Hof klang ein scharfer Pfiff, und wenn Andrä sich umdrehte, nickte ihm ein Bekannter grüßend zu.

Als sie beim Reischlanwesen angelangt waren, erklärte Emerenz, daß sie ohne Aufenthalt nach Wagling gehe, sie habe keinen Appetit und wolle sich nicht noch länger verhalten.

Andrä hatte dagegen nichts einzuwenden und ließ die Braut ihres Weges ziehen.

Er selbst schritt langsam in den Hof und rief einem Knecht zu: „Du, Jafl, bal moring s'Wetta aushalt, nacha fanga mir mit da Gersten o.“



Siebentes Kapitel

Wenn man von Pellham nach Prittlbach geht, sieht man links von der Straße, außerhalb des Dorfes, ein kleines, unansehnliches Haus. Das große, weit vorspringende Strohdach könnte einen anheimeln, aber dieser Eindruck wird gestört durch die Unsauberkeit und Unordnung, welche man sonst bemerkt. An dem einen der beiden Fenster hängt wind, schief ein schmutzig aussehender Fensterladen, die anderen fehlen, an der Mauer hängen dicke Spinnweben, und vor dem Hause liegen in buntem Durcheinander allerlei Feldgeräte, übel gehalten und schadhast; die Stallthüre hängt schlecht in den Angeln, und man sieht durch den klaffenden Spalt zwei magere Kühe auf unreinlicher Streu liegen. Man

heißt es hier beim „oberen Stackl,“ und das Säufel gehört dem Johann Angermayer, oder, wie man ihn kurzweg heißt, dem „Stacklhans“. Er hatte einmal in besseren Verhältnissen gelebt. Das war noch zu Lebzeiten seiner Frau, die eine sparsame und fleißige Hauswirthin gewesen war. Damals sah das Anwesen nicht so verlottert aus, und war auch kein Reichthum vorhanden, so fehlte es doch niemals am Notwendigen. Aber die Frau starb bald nach dem ersten Kinde, und der Stacklhans nahm eine ledige Schwester zu sich, die ihm das Hauswesen ohne Freude und ohne richtiges Verständnis führte. Er selbst wurde ein Wirthshaushocker. Zuerst ging er zum Trinken, weil es ihm daheim bei dem alten Jankeisen nicht gefiel, und später, weil er es so gewohnt war und nicht mehr anders konnte. Das Gütel kam herunter, und nachdem der Gerichtsvollzieher das erste Mal da war, mußte er seinen Besuch öfter wiederholen. Der Stacklhans frettete sich von einem Termin zum anderen durch und verließ sich darauf, daß seine Gefreundeten hilfreich beisprangen. Der Bauer weiß kein ärgeres Unglück, als von Haus und Hof zu kommen, und deswegen hatte sich der Hans mit seinem gläubigen Vertrauen bis jetzt noch nicht verrechnet. Er blieb bei allen Drangsalen guten Mutes und war so

heiteren Gemütes wie einer, dem fünfzig glatte Kühe im Stalle stehen. Von Haus aus war er ein witziger Mensch, und der Wirt sagte oft, daß es erst lustig werde, wenn der Stacklhans bei der Thür' hereingehe. Die Spässe gingen bei ihm nicht aus; wenn er keine neuen mehr wußte, fing er wieder mit den alten an, und er fand stets dankbare Zuhörer. An jedem Tisch wurde er zum Sitzen eingeladen, und die Leute fingen das Lachen an, noch vor er den Mund aufthat; denn sie wußten, daß etwas Lustiges kommen werde.

Diese Gaben brachten dem Johann Angermayer manche Annehmlichkeiten; nicht selten hielt ihn der Wirt zechfrei, und auch von den Gästen fand der eine und andere, daß anregende Unterhaltung mit einer Maß Bier nicht zu teuer erkaufte sei. Außerdem war der Stacklhans wegen seiner Talente Hochzeitlader geworden. Das ist ein Amt, bei dem man vor allem eines guten Mundwerkes bedarf, und es bildet bei richtiger Ausnützung eine gute Einnahmequelle. So lange die Einladungen dauern, hat man beim Wirt freien Tisch; alles, was der Hochzeitlader isst und trinkt, geht auf die Rechnung der Brautleute; die Eingeladenen lassen etwas springen, und die Hochzeit selber trägt gut fünfzig Mark. Angermayer hatte sohin einigen Grund, sich über die vorhabende Heirat des

jungen Keischlbauern zu freuen. Die Anzahl der Verwandten und Gefeundeten war eine große; es mußten weit über zweihundert Personen geladen werden, und manche wohnten drei Stunden und noch weiter weg.

Die Vorbereitungen brauchten reichlich zwei Wochen, und, da fast alle Geladenen wohlhabende Bauern waren, mußte ein schönes Trinkgeld zusammenkommen. Dies waren günstige Ausichten, und der Stacklhans konnte mit Sug und Recht schmunzeln, als er seinen langen Bratenrock anzog, um nach Wunsch des Brautpaares mit der Ladung zu beginnen. Er steckte einen Strauß von Kosmarin auf den Hut und eröffnete seine Thätigkeit, indem er sich in das Wirtshaus begab und eine gewaltige Feche machte. Erst in später Nachmittagsstunde erinnerte er sich, was seines Amtes sei und ging in das Haus des Ökonomen Peter Weiß, welcher Bürgermeister von Pellham war.

Als diesem die Ankunft des Hochzeitladers gemeldet wurde, holte er seine Bäuerin aus der Milchammer und beide erwarteten nun mit würdigem Ernste, was ihnen verkündet würde. Johann Angermayer stellte sich vor sie hin, zog seinen Hut und begann: „Zum heiligen Sakrament der Eh' hat sich versprochen der ehrbare Jüngling Andreas Weidenschlager und

die tugendsame Jungfrau Emerentia Salvermoser. Dieweil Gott der Allmächtige das ehrsame Brautvolf hat erfordert, daß sie als bald das heilige Sakrament der Eh' antreten, so sollte ich anstatt dem ehrbaren Jüngling Hochzeiter, wie auch wegen der ehr- und tugendreichen Jungfrau Hochzeiterin euch freundlich in die Hochzeitladen von Gottesgnaden zum löblichen Pfarrgotteshaus in Pellham, allwo Kast hält der heilige Jakob wie auch Gott und unsere liebe Frau, da werden sie am fünftigen Donners- tag vor Kantate ihre priesterliche Einsegnung erhalten mit heiligem Amt, das uns ein hoch- geweihter Priester singt vom Anfang bis zum End, bis er uns aufgewandelt das Allerheiligste Altarsakrament. Darnach wird er uns geben den Sanct Johannessegen, den uns Christus der Herr hat selbst hergericht und hergeben, und wenn wir dieses alles haben verrichtet in Ehren, so gehen wir zum Herrn ehrengedachten Martin Schinkel, Wirt und Gastgeber alldort, in seine Behausung, und da wer'n wir eine hellklingende Musik hören, wie auch zu Ehren ein ehrliches Mahlgeld geben, denn über das Mahl giebt man vier Mark, wie es ist in aller Hochzeiten der Brauch. So seid ihr als Vetter und Base auf das allerfreundlichste ge- laden ein, zum Hochzeiter am Donnerstag früh zu Bier, Brot und Branntewein."

Ludwig Thoma, Hochzeit

8

Die Weißfischen Eheleute hatten aufmerksam zugehört und kein Wort von dem Spruch verloren, obwohl dies nicht leicht war. Denn der Stacklhans sagte ihn schnell herunter und hielt sich nicht lange auf, wenn ein Satz zu Ende war und ein anderer anfing. Er machte bloß eine Pause, wenn ihm der Schnauser ausging, aber dann that er es mitten in einem Worte und kümmerte sich nicht darum, daß es auseinandergerissen wurde.

Als Johann Angermayer schwieg, dankte der Bürgermeister und versprach, zu kommen; die Bäuerin machte den Hochzeitlader darauf aufmerksam, daß sie Nudeln gebacken habe und händigte ihm mehrere ein, nachdem er seine Zusage erteilt hatte. Unter der Thür verhielt sich der Stacklhans noch ein Weniges und äußerte sich günstig über die Eigenschaften des Brautpaares. „Es san alle zwoa richtige Leut'“, sagte er; „der Andrä mag arbeten und fennt si aus. Wann ma's richti betracht', hat er scho zwoa Jahr lang an Hof regiirt. Der alt Reischl is nix mehr g'wen, des woass ma ja. U'g'schafft hat der Jung, jetzt g'hört's eahm aa zu, daß er s' Sach Friagt.“

„Was is denn d' Sozeiterin für oane?“ fragte die Weißin, — „i ho vernomma, daß sie a Schwester is von da Schneiderbäuerin z' Watzling. Do waar scho Geld dahoam.“

„Ja, Geld g'rad gnua“, antwortete Hans, „do feit si nir. Der Schäfa, der Feichtl, den kennt's ja, der hot ma g'sagt, daß sie a ganz a Schware is, de hat Geld wia Heu. Und a sunst is sie a richtig's Weibsbild. Fleißi, sparsam, und fo mit'n Viech umgeh'. Des letzte halbe Jahr is sie bei ihrer Schwester g'wen, und d'Schneiderbäurin is foa Guate, wia'r i hör.“

„Ja, g'wiß it,“ sagte die Weifin.

„No aba mit da Emerenz is sie wohl z'frieden g'wen. Sie lobt sie stark und sagt, daß so oane net glei wieda auf'n Hof kimmt, als wia d' Schwester.“

„Des is recht,“ fiel der Bürgermeister ein; „i gun's an Andrä, daß er a richtige Bäurin friagt. Des is was wert.“

„I glaab's wohl,“ sagte Hans, „des spür i aa; bei mir waars aa anderst, bal de mei no lebet; aba jetzt is scho, wia's is. Also pfuat Good, i geh wieda, ich muafß heunt no viel umanand.“

Er reichte dem Bürgermeister die Hand und bemerkte mit Wohlgefallen, daß ein Geldstück dabei hängen blieb. Er sah es nicht an, aber er fühlte an der Größe und an dem kantigen Rand, daß es eine Reichsmark sei. Nach kurzem Gruß entfernte er sich und ging in das nächste Haus, wo er den gleichen Spruch mit dem gleichen Tonfall herunter sagte.

Während Johann Angermayer also in den Vorfreuden der Hochzeit schwelgte, ging im Keischlhofe alles im gewohnten Geleise. Die Tage verstrichen ohne Aufregung und ohne bemerkenswertes Ereignis. Sie brachten nichts als rechtschaffene Arbeit. Die Saatzeit war gekommen. Sonne und Wind hatten den Boden getrocknet, und die fruchtbare Erde harrte des Samenkorns. In aller Herrgottsfrüh mußte Andrá hinaus zur Arbeit. Mit gewichtigen Schritten ging er über die langgestreckten Schollen und streute den Sommerweizen über das Land. Hinter ihm fuhr der Knecht mit der Egge, und war ein Tagwerk bestellt, dann kam ein anderes an die Reihe, auf dem wohl Hafer oder Gerste angebaut wurde. Jeden Abend setzte sich der Bräutigam steinmüd auf die Ofenbank und dachte nicht an die Emerentia Salvermoser, sondern daran, was am nächsten Tage zu schaffen sei. Die ehr- und tugendreiche Braut mußte sich mehr mit der vorhabenden Hochzeit beschäftigen, denn sie richtete ihre Aussteuer zusammen und sorgte dafür, daß nichts fehle. Als ihr Kammerwagen von Wagling nach Pellham fuhr, bot er einen stattlichen Anblick und alle Leute sagten, daß die künftige Keischlin ein schönes Sach bei einander habe. So war der Hochzeitstag erschienen; Donners-

tag vor Kantate, als man den 30. April schrieb. Des Morgens um acht Uhr und schon früher fuhr ein Wägerl nach dem andern beim Gastwirte Martin Schinkel vor, und von jedem stieg ein festlich gekleidetes Paar herunter. Auf der Landstrasse und über die Waldwege her sah man viele Leute gehen; alle kamen zum Ehrentage des Andreas Weidenschlager und versammelten sich vor seinem Hause. Wir sehen manchen Bekannten darunter. Die zwei Zeugen Zollbrecht und Langenecker, den Bürgermeister Weisz, welcher schon gestern die standesamtliche Trauung vorgenommen hatte, und in aller Mitten: den Schlauberger Nepomuk Seichtl. Er kam nicht als geladener Gast, sondern nur als Zuschauer. Obwohl er verstimmt war, daß man ihn mit Absicht übergangen hatte, wollte er doch nicht verfehlen, diese Hochzeit zu sehen, welche vorzüglich sein Werk war. Vom Wirthshaus her nahte sich jetzt ein kleiner Zug. Voran schritt der Hochzeitlader, hinter ihm kamen die Braut mit der Kranzjungfrau Nothburga Langenecker, dann die alte Mutter der Hochzeiterin mit der Schneiderbäurin. Als sie am Keischlanwiesen anlangten, stand Andrá neben den Eltern und dem Kranzjungherrn bereits draussen. Der Hochzeitlader trat vor, entblößte das Haupt und sagte den Urlaubspruch: „Ich bitte euch, ihr

wollet sein ein wenig still, aber nicht wegen
meinetwegen, sondern weil ich wegen dem ehr-
baren Jüngling Hochzeiter etliche Worte vor-
bringen will. So laßt euch aber meine Worte
nicht verdrieszen, denn ich werde es machen
kurz und auch bald beschlieszen. Denn das
weiß der ehrbare Jüngling Hochzeiter auch
gar gut, daß sich das viele Gespräch nicht mehr
recht schicken thut, und darum hat mich der
ehrbare Jüngling Hochzeiter heute früh schon
so freundlich gebeten, ich möchte doch anstatt
seiner reden und diese Stell vertreten. Wie er
aber heut in der Früh ist gestanden auf, da
hat er sich schon gereinigt und mit dem Wasser
gewaschen seinen Mund und er hat sich be-
sprengt mit dem heiligen Weihwasser und hat
in Andacht gesprochen im Namen Gottes des
Vaters und des Sohnes und des heiligen
Geistes. Dann ist er niedergefallen auf seine
Kniee und hat mit weinenden Augen und
aufgereckten Händen gebetet zu seinem heiligen
Schutzpatron zwei Vaterunser und Ave Maria.
Heute werde ich dem ehrbaren Jüngling Hoch-
zeiter noch etliche traurige Worte zu Herzen
reden, denn er will heut seinen ledigen Stand
verlassen. Jetzt ist er noch da; weil er aber
heut in anderen Stand thut kommen, so thut
er von euch allen freundlichen Urlaub nehmen.
Er nimmt Urlaub von den Knechten und von

den Dirnen, er nimmt Urlaub von der ganzen Gegend und der hier umliegenden Nachbarschaft. Wenn er einmal, sagt er, in seinem ledigen Stand einen Menschen beleidigt hat, so laßt er euch alle im Namen Jesu von Herzen bitten, ihr sollt es ihm doch verzeihen, denn er thut ja auch das Gleiche. Er nimmt jetzt Urlaub von Wasser und Land, er nimmt auch Urlaub von seinem so schönen ledigen Stand. Und jetzt nimmt er noch einmal Urlaub von diesem Haus und Hof, von seiner eigenen Heimat und Herberg; er nimmt Urlaub von seinen so schönen Jünglingstagen und dem schönen Ehrenkranz, den er auf seinem Hut thut tragen.

Jetzt aber, ehrbarer Jüngling Hochzeiter, ich hab mich gewendet hin und her, ich sehe Vater und Mutter. Das bringt dir große Freud, weil deine herzlieben Eltern sind noch bei Leben und noch keines ist in der Ewigkeit. Thu dich noch einmal zu deinem herzlichsten Vater wenden, empfang' ihn bei den Händen und sage aber auch „Gelt's Gott“ daneben für alles, was er dir hat gegeben. Besonders um deine Heimat, welche er im Schweiß seines Angesichtes für dich erworben hat. Wende dich aber auch noch einmal zu deiner herzlichsten Mutter und empfang' sie bei den Händen und sage auch „Gelt's Gott!“ daneben

für alles, was sie dir hat gegeben." Dann denke zurück, daß sie dich hat neun Monate unter ihrem Herzen getragen. Sie hat dich mit den größten Schmerzen geboren und hat dich als ein unmündiges Kind aufgezogen. Denke zurück an jene Stund, wo sie dir das Essen hineingegeben mit dem Finger in den Mund, und versprich ihr für wahr, daß du sie willst nicht verlassen in aller Not und aller Gefahr, in aller Trübsal, Angst und Noth, daß du willst teilen mit ihr jedes Stücklein Brot. Jetzt, ehrbarer Jüngling Hochzeitler, werde ich meine Rede bald beschließen, weil wir in das löbliche Pfarrhaus dahier abreisen müssen. Ja, dorthin werden wir reisen und gehen. Wir wollen deiner längst verstorbenen Freundschaft eingedenk sein und ihnen ein andächtiges Gebet aufopfern. Lasset uns beten zwei andächtige Vaterunser und zwei Ave Maria."

Johann Angermayer sagte mit großer Geschwindigkeit die Gebete her, und alle Anwesenden murmelten sie nach. Dann fuhr der Hochzeitlader fort: „Jetzt wollen wir das ehrsame Brautpaar begleiten in das löbliche Pfarrgotteshaus. Da wird der geistliche, hochgelehrte Herr Pfarrer machen ein festes Band, das niemand als Gott allein auflösen kann. Nach demselben werden wir uns begeben zu

dem ehrengedachten Herrn Wirt, der wird uns rechtschaffen zu Essen und Trinken hergeben, und jetzt zum letztenmal, wenn noch ein fröhlicher Jüngling ist da in Ehren, so laßt er sich mit einem frischen Jubelschrei hören!"

Der Kranzelnjungherr Kaspar Sinkenzeller ehrte den alten Brauch und stieß einen gellenden Jubel aus. Die hellklingende Musik begann einen lustigen Marsch zu blasen, und der Zug setzte sich in Bewegung zur Kirche. Als das junge Paar in das Gotteshaus eintrat, setzte der Herr Lehrer an der Orgel mit einem mächtigen Choral ein. Die Töne durchbrausten den hellen, freundlichen Raum und erweckten einen feierlichen Eindruck. Durch die hohen Fenster schaute die Frühlingssonne herein und warf einen goldenen Schein auf die Steinfliesen vor dem Altar, als nunmehr Andreas Weidenschlager seine harte, schwielige Hand in die der Emerentia Salvermoser legte und mit einem lauten, vernehmbaren „Ja“ bekräftigte, daß er die Emerenz nehme als sein eheliches Weib und nicht von ihr lassen wolle, bis daß der Tod sie scheide. Der hochwürdige Herr Pfarrer zelebrierte nach der Trauung ein Amt, und als dieses beendet war, zogen das junge Paar und alle Hochzeitsgäste zur Wirtschaft des Martin Schinkel.

Im Saale des oberen Stockwerkes war das

Mahl bereitet. Der Raum war groß genug, daß die zweihundert geladenen Personen Platz fanden, aber er war niedrig. Die Musiker auf der Tribüne mußten sich in acht nehmen beim Aufstehen, daß sie nicht an die Decke stießen, und wenn sie einen recht lauten Marsch anhuben, bröckelte über ihnen der Kalk ein wenig herunter. Sie achteten nicht darauf und freuten sich wie ihre Zuhörer, daß die Töne beisammen blieben und einen starken Krawall machten. Es bedurfte einiger Zeit, bis alle Gäste an den weiß gedeckten Tischen sich niedergelassen hatten; insbesondere die Weibspersonen standen im Wege herum, und ließen sich hin- und herschieben, bis sie ihre Plätze gefunden hatten. Der Stacklhans eilte auf und ab, und kommandierte wie ein Feldherr in der Schlacht. Er hatte für jeden ein treffendes Wort, und seine kurzen Ansprachen, welche er insbesondere an die ledigen Frauenzimmer richtete, erregten große Heiterkeit beim männlichen Geschlechte. Endlich saßen alle in guter Ordnung und richtiger Reihenfolge.

Am Ehrentische, zunächst der Musiktribüne, waren das neuvermählte Paar, der Kranzelsjungherr und die Kranzelsjungfrau, die Eltern des Hochzeiters, die Mutter der Emerenz, und die sonstigen nächsten Verwandten und Angehörigen. Außerdem aber Hochwürden, der Herr

Pfarrer Staudacher, und sein Kooperator, der Herr Benediktus Vierthaler, ein junger Mann, welcher noch der geistlichen Behändigkeit entbehrte.

Während unter den übrigen Gästen sich bald eine lebhaftere Stimmung bemerklich machte, kam am Ehrentische keine rechte Unterhaltung in Gang. Andrá saß bolzengerade auf seinem Platz und redete kein Wort; Emerenz sah nicht rechts noch links, und achtete bloß darauf, daß sie beim Essen nichts auf ihr Brautkleid verschüttete. Die Alten waren in der feierlichen Stimmung noch nicht aufgetaut, und keiner konnte den Anfang finden zum Diskurieren; die jüngeren aber hielten sich bescheiden still, wie es sich geziemt.

Einzig der Herr Pfarrer sorgte für die Unterhaltung und machte seine Späßchen, wie er dies bei solchen Anlässen immer zu thun pflegte. „Seute hab' ich wieder was Schönes angestellt,“ sagte er, „ich habe einer Jungfrau ihren ledigen Stand genommen, von dem sie gar so ungern geschieden ist. Bemerkt hat man es freilich nicht, so schnell hat sie „Ja“ gesagt.“

Andrá schmunzelte, und Emerenz lachte geschämig in ihr Sacktuch hinein. „Und die Kranzelsungfrau,“ fuhr der Herr Pfarrer fort, „die hat erst ein trauriges Gesicht gemacht.

Das weiß ich ganz genau, was sich die denkt hat. „O, mein Gott, hat sie still gesagt, wenn nur das Unglück auch bald über mich käm’.“

Alle am Tisch lachten respektvoll über diese Reden und schauten auf Nothburga Langenecker, welche rot wurde und ihren Kopf einzog. „Ja, ja, die Madeln!“ sagte der hochwürdige Herr wieder, „die sind anders tapfer! Da könnten sich die Mannsbilder ein Beispiel nehmen. Alle fürchten sich heimlich vor dem Seiraten, aber keine laßt sich schrecken, wenn es dazu kommt.“

Durch die Seiterkeit kam gleich mehr Schwung in die Gesellschaft. Nach dem zweiten Gang fing der alte Keischl ein Gespräch mit dem Schneiderbauern an und erzählte ihm, daß er seinem Vater vor zehn oder zwölf Jahren einen Stier abgekauft habe, mit dem er wohl zufrieden gewesen sei. Die Keischlin erbarmte sich über das alte Mutterl, die Genovesa Salvermoser, und forderte sie freundlich auf, recht tüchtig zuzugreifen. „Thua nur g’rad essen, Mutta,“ sagte sie, „es is dei Ehrentag, so guat wie der unser. Des waar it recht, bal du hung’rig aufstandst.“

Und dabei gab sie ihr ein Stück Rindfleisch und einen Löffel voll Blaukraut auf den Teller. „Na, na,“ sagte die alte Salvermoserin,

„laß no guat sei, Keischlin. I fo's nimma so vertrag'n, als wia fröhezeiten. I bi halt scho z'alt.“

„Wia alt bist denn, Muatta?“

„Danasiebazgi wer i an August.“

„Du bist aba no g'sund beinand.“

„Is nimma so feini mit da G'sundheit. Sehg'n thua i schlecht, der Mag'n is nix mehr, weil i scho lang nix mehr richti beissen fo, und mit di Süaß hon i aa'r a Kreuz. Wia's halt is, bal mi alt werd.“

„Ja, und durchg'macht werst halt aa dein Teil ham? Wia viel Kinder hast denn bracht?“

„Sechsi hon i g'habt, Keischlin. Vier Deandl'n und zwoa Buab'n. De Buab'n san mir g'storm als a ganz junga. Der ältest is drei Johr alt g'wen, und der zwoate hat grad vier Wocha g'lebt. De Deandl'n hon i durchbracht.“

„Des woaß i,“ antwortete die Keischlin, „des hat mi d' Emerenz g'sagt, daß ihrer vier Schwestern san.“

„Ja, vieri san eahna,“ bekräftigte die Salvermoserin, „de ältest, de Marian, is Kloiberbäurin z' Unterbachern. Sie hat it femma finna, weil sie im Wochabett liegt. De zwoate, de Apollonia, hot an Zieglerbauern vo Weichs g'heiret. No steh'st ja, sie sitzt ja hiebei, und d' Schneiderbäurin is de dritt. Jetzt san's allsamt verheiret.“

„Des is a Glück, bal ma de Madeln richti versorgt hat.“

„Ja, da hast recht, Keischlin. Ma fo it mehra thoa, als daß ma's richti aufziagt und daß ma'r eahna d' Arbet lernt. Wia's sie's nacha derrath'n, des is a Glücksfach.“

„No, bei ins, do fehlt nix,“ sagte die Keischlin, „du werst sehg'n, d' Emerenz hat's guat troffa. Der Andrä is a sparsamer, nüächterner Mensch, und sie is a guate Hauserin. Des hon i glei fennt, beim erstenmal, wia' sie s' Sach o'g'shaut hat.“

So famen sich die zwei alten Bäuerinnen näher und vertrauten einander an, was ihnen als das Wichtigste erschien.

Auch sonst wurde die Unterhaltung lebhafter. Die schmetternde Musik und das Bier brachten ein richtiges Leben hinein. Kellnerinnen und Metzgerburschen liefen mit den gefüllten Schüsseln und den Maßkrügen eifrig hin und her, die Bekannten riefen sich über die Tische hinweg derbe Scherzworte zu und überall hörte man lautes Gespräch und fröhliches Lachen. Nur Emerenz und Andrä saßen beim letzten Gange noch gerade so schweigsam da wie beim ersten.

Als das Mahl zu Ende ging, ließ der Stacklhans durch die Musik mehrmals ein Zeichen geben, daß Ruhe eintreten solle. Allmählich

legte sich der Lärm, und die Gäste horchten auf den Hochzeitlader, welcher sich in der Nähe des Ehrentisches hingestellt hatte und mit der Abdankung begann. Er rief mit lauter Stimme: „Stille eine kleine Weil! Still! Ich bitt euch anstatt dem ehrbaren Jüngling Hochzeiter, wie auch wegen der ehr- und tugendreichen Jungfrau Hochzeiterin im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilige Geist. Nicht meinethwegen, sondern es ist dem ehrsamem Brautpaare daran gelegen. Jetzt laßt sich das ehrsame Brautpaar gar schön und freundlich bedanken gegen den hochwürdigen, hochgelehrten Herrn Pfarrer und Seelsorger dahier. Dieweil er sich heut hat so viel bewürdigt und hat sich nicht verweilt und hat ihnen das heilige Sakrament der Ehe mitgeteilt. Sie lassen sich aber auch bedanken gegen den ehrengachteten Herrn Martin Schinkel, Wirt und Gastgeber dahier, dieweil er sich heute hat so viel bemüht und hat uns das Hochzeitsmahl mit Speis und Trank geziert. So wollen wir ihnen beiden miteinander ihre Titel und Namen verehren und lassen ein Fräftiges Vivat hören!“

Hier blies die Musik einen Tusch, und der Stacklhans fuhr weiter: „Jetzt laßt sich das ehrsame Brautpaar wiederum gar schön und

freundlich bedanken gegen die ehr- und tugendreiche Jungfrau Nothburga Langenecker die weil sie sich heut hat so viel bemüht und hat uns als Kranzjungfrau die Hochzeit so schön geziert, so wollen wir ihren Titel und Namen verehren und lassen ein kräftiges Vivat hören. Und wiederum laßt sich das ehrsame Brautpaar gar schön und freundlich bedanken gegen den ehrengedachten Josef Weidenschlager, dem Hochzeitler seinen herzlichsten Vater, dieweil er ist uns so treulich beigestanden und ist aber auch da zugegen in Ehren und hat uns das Hochzeitmahl helfen in Freuden verzehren, so wünschen wir ihm ein gesundes und langes Leben. Vivat, ihr Herren Musikanten, und laßt euch hören! Jetzt laßt sich das ehrsame Brautpaar wiederum gar schön und freundlich bedanken gegen hohen und niedern Stand, er mag sein arm oder reich, er mag sein Bürger, Bauer oder Handwerksleut, welche uns heut haben geben die Ehr und sind einige gekommen so weit in die Hochzeit daher. Es wird euch aber alle wiederum treulich ersetzt und erstattet werden. Vivat, ihr Herren Musikanten, laßt euch hören.“

Die Musik blies zum vierten Male einen kräftigen Tusch, daß die Fensterscheiben klirrten. Der Stacklhans ließ sich einen Maßkrug geben und erfrischte seine Stimme durch einen tiefen

Schluck. Dann begann er wieder zu reden:
„Jetzt, meine lieben Vettern und Baseln, will ich euch noch was sagen. Jetzt werde ich auf jeden Tisch eine große Schüssel und einen Teller darauf tragen, denn das thu ich dem Hochzeiter z'wegen. Es soll jeder Vetter und Basel schöne Thaler einlegen, oder wenn einige darunter wär'n und einen Fuchsen her tragen, so kunnt halt der Hochzeiter mit die versoffenen Musikanten und dem gefressenen Hochzeitalder auch noch eine Nachhochzeit haben. Und die Hochzeiterin thut mir auch schon alleweil winken, ich soll ihr einen Saffen voll Geld zubringen, und wenn sie gar einen bösen Mann that kriegen, so that sie ihm doch dieweil eine Schüssel oder ein Saserl lassen an Kopf an fliegen, so kunnt sie halt doch wieder zum Saffner laufen, und kunnt ihr wieder andere Schüssel und Saserl kaufen.“

Sier mußte der Stacklhans aussetzen, weil die Gäste so herzhast lachten. Selbst die ganz alten Männer und Weiber zeigten eine laute Fröhlichkeit, obwohl sie das alles seit vierzig und mehr Jahren auf jeder Hochzeit gehört hatten. Dem Stacklhans seine Vorfahrer hielten alle diese Rede, welche vor vielen Jahrzehnten ein Zimmermann niedergeschrieben hatte; und auch dieser hatte sie nicht frei erfunden, sondern überkam sie von dem Hoch-

Ludwig Thoma, Hochzeit

zeitlader, in dessen Amt er eintrat. Viele Geschlechter waren gekommen und gegangen, hatten geheiratet und waren gestorben, aber die Rede war geblieben und auch die Freude an den wohlgelungenen Spässen, welche sie enthielt.

Herr Angermayer beobachtete mit Vergnügen die Wirkung, die seine Worte hatten, und fuhr erst fort, als das letzte Frauenzimmer ausgeföhrt hatte. „Jetzt, meine lieben Vettern und Baseln,“ sagte er, „will i enk noch was sagen, was sich heunt in der Hochzeitkirch hat zutragen. Wie die Jungfrauen sind zum Opfer gangen, da ist der allerschönsten ein Tröpfel hinter der Nasen ro g'hangen, da hab' i g'rad nachiguckt, und hinter'm Altar, da hab i geseh'n, da hat sie es weggeputzt. Aber jetzt thut's fuchswild auf mich außer spizen, und hinter der Nasen fangt's schon wieder an zum schwitzen. Wenn ich da hätt' eine lange Stangen, thät ich's enk schon zeigen, ich thät schnurg'rad darauf eini langen. Von die bösen Weiber darf ich nicht viel sagen, diereil einer thut eine böse Ziefer haben. Ich mein' doch, ich sollt keine so böse Ziefer nicht kriegen, wo die Männer gleich ganze Nacht müssen in der Strohhütten liegen. Wenn's nachher heim thun Kommen und wollen ein Wort sagen, da nimmt oft eine gleich ein Spahnscheitel

und thut es ihm um den Buckel rum schlagen.“

Mit dem Vers hatte der Stacklhans wieder ins Schwarze getroffen. Ein jeder Gast stieß seine Nachbarin an und gröhlte laut hinaus, wenn sich diese geschämig stellte.

„Ruhe! Pst! Seid's a weng'l staad!“ mahnte der Hochzeitlader. „Von die versoffenen Männer darf ich nicht viel reden, denn da bin ich selber schon oft dabei g'wesen, aber heunt hamm mir ein', der schreibt sich Beim, der geht gleich zwei Tag von der Hochzeit nicht heim, und ein' hamm mir, der schreibt sich Kern, wo es brav zum Fressen und Saufen giebt, da ist er gern; wenn's aber heißt: zahl' aus, da wird er gleich sein beim Wirtshaus hinaus. Und ist aber eine grete (gerade) Jungfrau da und thut noch nicht hinken, die laßt aber mich schön trinken. Und ist ein fröhlicher Jüngling da in Ehren, der laßt sich mit einem frischen Jubeschrei hören.“

Siemit endete der Stacklhans. Die Kranzjungfrau erhob sich am Ehrentische und brachte ihm den Krug zum Trinken; Kaspar Sinkenzeller aber zeigte sich als fröhlicher Jüngling. Er drückte die Augen zu und juchzte heute zum zweitenmal.

Der Hochzeitlader machte jetzt, wie er es angefündigt hatte, mit einer Schüssel die Kunde

an allen Tischen. Jeder Gast warf seinen Geldbeitrag hinein, der in Papier eingewickelt war, und Stacklhans sagte jedem einzelnen vergelt's Gott für das Brautpaar. Als alle gespendet hatten, stellte er die gefüllte Schüssel auf den Ehrentisch gerade vor Andrä und Emerenz hin. Dann eilte er mit wichtiger Miene zur Thüre hinaus, denn es kam das Hauptstück der Hochzeit.

Die Frau Wirtin hatte nach altem Herkommen dem Brautpaar ein Geschenk bereitet; die Kreuzigungsgruppe, schön geschnitz und bemalt, unter einem Glassturz. Dieses Geschenk wird von jedem Ehepaare hoch in Ehren gehalten. Es wird in der Schlafstube auf ein Postament gestellt, und nebenhin kommt unter Glas und Rahmen der Myrthenkranz, den die Braut am Hochzeitstage getragen hat. Da bleiben sie jahraus, jahrein und sollen die Eheleute erinnern an den Tag, wo sie die Hände zusammenlegten, um einen christlichen Hausstand zu gründen.

Ein so bedeutsames Geschenk muß mit geziemender Feierlichkeit überreicht werden, und der Stacklhans hatte Sorge getragen, daß der alte Brauch befolgt werde. Die Musik gebot Ruhe; alles erhob sich, nur am Ehrentische blieben die Gäste sitzen. Von der Thüre her drang ein heller Schein durch den dämmerigen,

mit Rauch erfüllten Saal. Der Kranzelnung-
herr schritt langsam herein; in jeder Hand trug
er eine brennende Kerze. Hinter ihm schritt
Barbara Weiß, die Tochter des Bürgermeisters,
welche Johann Angermayer zu diesem Amte
ausersehen hatte. Sie ging ängstlich und zag-
haft; vor sich hielt sie mit beiden Händen eine
Platte, auf welcher der Glassturz stand. Nach
jedem Schritte blieb sie stehen und sang einige
Verse mit dünner Stimme, welche aber in der
lautlosen Stille gut vernehmlich waren. Die
Melodie war eintönig und langgezogen, nur
beim letzten Worte einer jeden Strophe ließ
die Barbara Weiß den Ton um ein wenig
tiefer hinaus.

Sie sang:

Jetzt bin i halt herin,
Alle Leut schaug'n auf mi'
Erschrocken bin i,
Und weiß nimmer, wohin.

Aber schö singa ko i net,
Des sag i glei;
Wer mi net gern auflust,
Ko nausgeh dawei.

Aber Leut geht's auf d' Seit,
Und Leut geht's ma weg,
Denn i möcht ja g'rad wissen,
Wo d' Hozeiterin steckt.

Uba jetzt ho 'n i's g'schg'n,
Dass s'am anderen Tisch sitzt,

Daß sei wunderschön's Kranzei
Um Kopf so schön bligt.

Des Kranzei am Kopf
Is umad'um weiß;
Bis zu der Zeit a Jungfrau bleib'n,
Des Kost' an Fleiß.

Zozeiterin, host g'heiret,
Werst as büasen müssen;
Des wunderschö' Kranzei
Werd' abi müssen.

Zozeiterin, host g'heiret,
Hast Haus und Gart'n;
Was werd' denn auf di
Für an Elend wart'n!

Der Ehstand is a Wehstand,
Ja, wenn ma's betracht.
Er dauert oft länger,
Als an oanzige Nacht.

Der Ehstand is a Wehstand,
Ja, wenn ma's versteht,
Weil's oft hunderttausendmal
Über's Kreuz geht.

Zochzeiter, host g'heiret,
Jetzt bist halt a Mo.
Jetzt steht dir des Madel liab'n
Na nimmer o.

Zochzeiter, host g'heiret,
Kost' am Sessel sig'n,
Bis in dreiviertel Jahr,
Derfst an Schnuller spig'n.

Hochzeiter, host g'heiret,
Hast lang uma g'fischt.
Jetzt host halt de schöner,
Do Wagling dawischt.

Wenn i d'Kranzjungfrau o'schau,
Muß i allwei lacha,
Weil's gar so a spiziges
Maul so macha.

Der Brautführer is dockerlnett
's Tanzen kann er net schlecht,
Liaben kann er aa für drei
Den möcht i glei.

An Hochzeitlader hamm mer,
Ja wia ma si's denkt;
Wia r'er d'Hochzeit hat g'laden,
Is eahm s'Zemmad raus g'hängt.

Barbara Weiß kam immer näher an den Ehrentisch heran. Der Kerzenschein beleuchtete ihr Gesicht, welches auch bei den lustigen Versen ernst blieb. Sie hatte die Augen fest auf den Glassturz geheftet und sah nicht, wie rechts und links von ihr die Zuhörer mit ehrlicher Bewunderung das schöne Schauspiel betrachteten. Am meisten Anerkennung fand sie wohl am Ehrentische. Die alte Salvermosertn und die alte Keischlin verloren sie keine Sekunde aus den Augen, und es wurde ihnen so feierlich zu Mut, wie in der Kirche, als der Lichterglanz immer näher

herankam. Der helle Schein fiel auf ihre ehrlichen, alten Gesichter, die sich scharf abhoben von dem dunklen Hintergrund und aus denen eine treuherzige Frömmigkeit sprach.

Barbara war jetzt auf zwei Schritte an das ehrsame Brautpaar herangekommen, als sie weiter sang:

Schaug' i hinum, schaug' i herum,
Schaug i alle L& aus,
Der Hozeiterin sei liaber Voda
Schaut nirgends mehr raus.

F'lielsriad am Friedhof,
Da liegt er begrab'n,
Is a Graserl drüber g'wachsen,
Ro ma'n aa nimmer hamm.

F'lielsriad im Friedhof,
Da steht a Lind'n,
Da fo d'Hozeiterin sein
Liab'n Voda find'n.

Als sie so des Verstorbenen gedachte, der am heutigen Ehrentage sichtbarlich fehlte, da zog die alte Salvermoserin ihr großes Sacktuch heraus und fing bitterlich zum Weinen an. Und auch die Keischlin konnte sich nicht helfen und that desgleichen. Auch sie wußte ja, wie es ist, wenn man einen Angehörigen zum Friedhof hinausgetragen hat. Die Emerenz, als ein junges Frauenzimmer ohne richtige Er-

fahrung, zeigte keine so große Rührung; aber sie schnupfte doch etlichemal auf.

Die Sängerin ließ sich von der Traurigkeit der Zuhörer so wenig unterbrechen, wie von der Lustigkeit, und fuhr weiter:

I Fo ja leicht singa,
I derf mi scho prahl'n,
D'Kranzjungfrau de thuat ma
D'Musikanten scho zahl'n.

Jetzt wer i mei Singa
Zalt bald beschließen,
Es kunnten oa da sei,
De kunnt's verdrießen.

Jetzt Fo i mei G'schenk
Zalt nimmer länger heben,
Jetzt muaf mir der Hozeiter
S'Weinglas'l geben.

Sie stellte den Glassturz auf den Tisch vor die Brautleute hin und machte einen Schluck aus dem Weinglas, welches ihr Andrä hinschob. Dann sagte sie wieder:

Jetzt b'hüt enk Good, Brautleut,
Reicht's mir die Hand!
Oes reicht's mir's des letzte Mal
Im ledigen Stand.

Musikanten, os Lumpen,
Os Spißbuam, os Krumpen,
Os laßt's enk scho hör'n,
Wenn ma Zwanz'ger hätt'n.

Die Musik, welche hinter der Sängerin hergegangen war und bei jeder Schlusszeile die Melodie leise mitgespielt hatte, blies jetzt einen kräftigen Tusch und begab sich dann in den Tanzsaal hinaus, wohin ihr alle jungen Leute folgten. Andrä nahm die Emerenz bei der Hand und tanzte den ersten Landler mit ihr. Dann ging er wieder an den Ehrentisch zurück und hielt verständige Zwiesprache mit allen Bekannten, die ihn anredeten. Und er that manchen tiefen Schluck dabei. Die Emerenz tanzte währenddem, daß die Kocke flogen; sie musste einem jeden die Ehre geben, der sie darum ansprach; dem Bürgermeister, dem Krantzherrn, dem Stacklhans und vielen Burschen aus dem Dorfe. Sie und da ging sie an ihren Platz, um zu verschmaufen und sich die Schwestropfen aus dem frebsroten Gesichte zu wischen.

Seichtl hatte sich jetzt auch unter die Gäste gemischt. Er wollte eine Gelegenheit finden, mit Andrä über den Schmuserlohn zu reden. Der junge Ehemann that aber so, als ob er ihn nicht sah, obwohl Seichtl um den Ehrentisch herumstrich und mit Augen und Händen Zeichen gab. Als der Schäfer sah, daß er augenblicklich nicht ankommen könne, setzte er sich abseits in eine dunkle Ecke und wartete bei einer Maß Bier seine Zeit ab.

Er war durch das Benehmen seines Klienten nicht beleidigt; er wußte schon, daß er nur durch Fähigkeit und festes Auftreten zu seinem Guthaben gelangen könne. Ohne Feindseligkeiten ging das nie ab.

Er unterhielt sich in seiner gesprächigen Weise sehr lebhaft mit den Tischnachbarn, verlor aber den jungen Reischlbauern nicht aus den Augen. Als nun Andrä einmal hinausgehen mußte, folgte ihm Seichtl auf dem Fuße nach und erwischte ihn vor der Hausthüre.

„Du Andrä,“ sagte er, „i ho mit dir was zu'n reden.“

„Kimm an andersmol, i ho jetzt Foa Zeit,“ gab der Hochzeiter zurück.

„I halt di net lang auf. Was is denn mit mein Geld?“

„Mit dein Geld? Host du mir a Geld glieda?“

„Geh, frag it a so. Du woast recht guat, was d' ma schuldi bist.“

„I woast durchaus gar nix.“

„So? Woast it, daß d' ma dreihundert Mark Schmuserlohn vasprocha host?“

„Wo steht denn dös?“ fragte Andrä. „Host du was schriftlichs? Des muast du aufweisen Finna.“

„I brauch nix schriftlichs“ sagte Seichtl, „dös, was mir ausg'macht hamm, gilt a so aa.“

„Do Funnt a jeda Komma. Mach daß d' weiter
Fimmst, und halt mi net auf, du Hanswurscht!“

„Dir gib i no lang Foan Hanswurschten ab,
hast g'hört. Mei Geld will i.“

Andrä hörte nicht mehr auf den Schäfer; er
schob ihn unsanft beiseite und ging in den
Saal zurück.

Seichtl überlegte. So grob hatte er sich die
Antwort nicht gedacht. Das ließ vermuten,
daß der Keischl bereits den festen Entschluß gefaßt
hatte, nicht zu bezahlen. Das ging auf einen
Prozeß hinaus.

Bloß weglängnen, das thut der Andrä nicht;
der muß irgend eine Ausrede gefunden haben,
auf die er sein Vertrauen setzte.

Sm! Wart amal, Manndei, des muas i no
rauskriag'n, und bal er mi net zahlt, geh i
moring schnurg'rad zum Adrikaten.

Seichtl setzte sich wieder auf seinen Beobachtungs-
posten. Am Ehrentische wurde es leer.

Der hochwürdige Herr Pfarrer ging zuerst,
weil ihm gemeldet worden war, daß unten
im Herrenzimmer ein gemütlicher Tarok zu-
sammengehe.

Er sagte den jungen Eheleuten, daß er hoffe,
sie würden ihm mit Kindstausen eine gute
Kundschaft werden, und brachte noch einige
behäbige Scherze an. Dann entfernte er sich.
Der Herr Kooperator hatte sich schon früher

verabschiedet, weil er als junger Geistlicher sich noch bestrebt, den Ruf eines enthaltsamen und heiligmäßigen Wandels zu erlangen. Die Mutter der Emerenz und die alte Keischlin saßen bei der Frau Wirtin in der Küche, tranken Kaffee und führten fluge Reden über das Hauswesen.

Die Schneiderbäurin hatte sich zu Bekannten gesetzt, die jüngeren Leute waren im Tanzsaal, und so traf es sich, daß einige Zeit bloß der alte Keischl und sein Sohn am Tische saßen. Dies benutzte Seichel und ging zu ihnen.

„Andrä,“ sagte er, „du host mi beleidigt, aba i bi Foana, der wo gern streit'. Sieh'gst, i geh no' mal her zu dir und sog d'as in Guaten. Dei Vata is an alter rechtsinniger Mensch, der muasz aa sag'n, daß i recht hab.“

„Lafz mir mei Ruah' erwiderte Andrä, „i ho mit dir nix z'reden. Balst du glaabst, daß d' was zun verlanga hast mit Rechten, nacha flagst.“

„Desfell löst schnell gnua hamm“ gab Seichel zurück, „dös geht g'schwinder, als d' moanst. Und bal i a' mal mit an Prozesz kimm, nacha bist vaspielt, vor's d' ofangst, dös sag i dir. Aba siehg'st, i bi net a so, weil i dir's guat moan. Und dei Vata muasz mir recht geben, is it a so?“

Jetzt mischte sich der alte Keischl ein. „I

woasz gar nix“ sagte er, „i bi net dabei g'wen, wia's ös mit anand g'redt habt's. Aba dessell fon i beeidigen, dasz du ins de Salvermoserischen net hast z'verraten brauchä. De hon i scho lang vor deiner fennt. Dena hon i scho vor a zeha Johr an Seiszen o'faast.“

„Und überhaubts bist du ganz unverschämt“ schrie Andrä, „du valangst vo mir dreihundert Mark und von ihr host hundert Mark g'numma. Du host für sie, aba it für mi g'schmust, dasz d'as woast.“

„So, geacht da Wind daher? A so redt's ös jetzt. Dös werd si ausweisen, ob enk de Emerenz bekannt war. Für was is denn nacha der Andrä zu mir femma? Dös, was mi ausg'macht hamm, gilt, s'nscht gor nix.“

„Host du was schriftlichs?“ fragte Andrä, „und host du net von ihr hundert Mark g'numma?“

„Dös geht di nix o, erwiderte Seichtl, dös is scho lang g'richtsmaszig, dasz dös nix ausmacht. Das befreit den anderen Teil durchaus gar nicht, hat der Amtsricha z' Dachau g'sagt, Freunderl. Du muaszt it moan, dasz i s'G'setz it fenn.“

„Dös wer'n mi scho sehg'n, ob du so unverschämt sei derfst“, sagte Andrä und der alte Keischl fragte:

„Zahlst denn du überhaubts a Steuer für's

Schmusen? Zahlst du a Gewerbesteuer? Du wirst ja g'straft, balst was valangst."

"Dös wer'n ma seh'n, ob i g'straft wer, dös hamm scho mehra daher bracht und der Amtrichta hat bloß g'lacht und hat g'sagt, das ist eine dumme Ausrede, hat er g'sagt."

"Balst gar so g'scheidt bist, werst scho g'winna, schrie Andrä wieder, „und jetzt machst, daß d'weiter kimmst. Du host an dem Tisch nix z'suacha, du bist it ei'g'lade, vastehst?"

Seichtl sah, daß er in Güte nichts erreichen werde; seine Gegner hatten sich ihren Plan schon gemacht und er mußte heute damit zufrieden sein, daß er die feindliche Stellung ausgekundschaftet hatte.

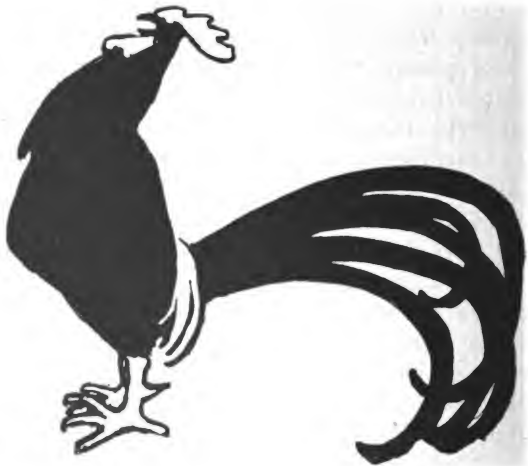
Er versicherte den zwei Keischlbauern noch, daß sie blutige Kosten zahlen müßten, und zog sich zurück.

Die zwei ließen sich dadurch nicht stören; sie tranken aus ihren Maßkrügen und thaten so, als ob es auf der Welt keinen Nepomuk Seichtl gäbe.

Es war spät geworden. Viele Gäste hatten sich bereits verabschiedet, als Andrä und Emerenz gemeinsam die Wirtschaft verließen. Die Musik folgte ihnen die Stiege hinab, zur Thüre hinaus und über den Hof und spielte einen lustigen Marsch nach dem andern, so lange man dem ehrsamem Brautpaare nachschauen konnte.

Die zwei schritten nebeneinander her in die schöne Frühlingsnacht hinein. Keines redete ein Wort; als sie am Keischlhof angelangt waren, sperrte Andrä die Hausthüre auf, und Emerenz ging hinter ihm drein, als wäre es immer so gewesen.

Das war die Hochzeit des Andreas und der Emerenz Weidenschlager, geborenen Salvermoser.



Ludwig Thoma

Assessor Karlchen

und andere Geschichten

Umschlag-Zeichnung von Bruno Paul

4.—6. Tausend

Preis geheftet 1 Mark

Elegant gebunden 2 Mark

Der Tag, Berlin: Ihre sozialpolitisch gerichtete Tendenz, ihr feiner, über der Sache stehender Humor und die scharfe Beobachtung von Dingen und Menschen geben diesen Skizzen einen bleibenden Wert, und der Kulturhistoriker künftiger Zeiten könnte aus dem Büchlein mehr Einsicht in unsere Kulturgeschichte gewinnen, als es ihm aus dem Studium der „Quellen“ möglich ist.

Die Post, Berlin: Ludwig Thoma hat sich durch sein köstliches Bauernbuch „Agricola“ und seine Geschichten im „Simplicissimus“ einen Namen gemacht. Sein neues Buch wird ihm viele neue Bewunderer erwerben. Die prächtige Frische seiner Geschichten, das scharfe Künstlerauge, mit dem er beobachtet, und die verblüffende Sicherheit und Originalität, mit dem er das Beobachtete wiedergibt, sein urdeutscher Humor und die Kraft ehrlicher Entrüstung in seiner Satire, das alles macht dieses höchst amüsante Buch zu einem erfreulichen Zeugnis dafür, daß es unter unseren jüngeren Schriftstellern noch ganze Kerle giebt mit derben Knochen und festen Muskeln.

Albert Langen Verlag f. Litteratur u. Kunst München

Ludwig Thoma

Die Medaille

Romödie in einem Akt

Zweite Auflage

Geheftet 1 M. 50 Pf.

Elegant gebunden 2 M. 50 Pf.

Bei der Erstaufführung am Münchener kgl. Residenz-
Theater erntete „Die Medaille“ stürmischen Erfolg.

Die Medaille wurde bis jetzt von nachstehenden Bühnen angenommen: Baden-Baden (Hoftheater) — Bamberg (Stadttheater) — Berlin (Buntes Theater) — Bonn (Stadttheater) — Breslau (Stadttheater) — Dessau (Hoftheater) — Erlangen (Stadttheater) — Fürth (Stadttheater) — Graz (Stadttheater) — Hamburg (Stadttheater) — Karlsruhe (Hoftheater) — Köln (Stadttheater) — Lübeck (Stadttheater) — Mannheim (Hoftheater) — München (Hoftheater) — Nürnberg (Stadttheater) — Regensburg (Stadttheater) — Schwerin (Hoftheater) — Stuttgart (Hoftheater) — Wien (Deutsches Volkstheater) — Würzburg (Stadttheater).

Der Tag, Berlin: Ich las und habe gelacht, bis ich nicht mehr konnte . . . die Gestalten sind „gesehen“. Sind prachtvoll gesehen . . . Ich halte Ludwig Thoma für einen, mit dem zu rechnen ist: weil er so sieht.

Albert Langen Verlag f. Litteratur u. Kunst München

Peter Schlemihl (Ludwig Thoma)

Grobheiten

Simplicissimus-Gedichte

Umschlag-Zeichnung von Bruno Paul

4.—6. Tausend

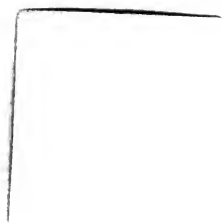
Preis gebestet 1 Mark

Elegant gebunden 2 Mark

Frankfurter Zeitung: Wem die Natur einen Magen verliehen hat, der die Würze von Pfeffer und Salz dem Zucker vorzieht, der greife getrost nach dem Buch des Münchners, den man im Süden schon aus dem „Simplicissimus“ unter dem Namen „Peter Schlemihl“ kennt. Empfendet man in den satirischen Spalten des Münchner Karikaturenblatts die Beiträge Schlemihls zuerst nur als gut versifizierte Leitartikel, so erkennt man aus dem kleinen Buch, in dem man die Gedichte in vollen Zügen und nicht bloß löffelweise genießen kann, daß die Form einen eigenartigen dichterischen Wert besitzt, daß den Kraftgedanken eines rücksichtslosen Wahrheitsbekenners auch eine echt poetische Kraft der Darstellung entspricht. Es ist ein neues Genre und eine neue Saite. Aber aus der Vielfältigkeit der Ausdrucksmittel erkennt man bald ein reiches und übersprudelndes Talent.

Albert Langen Verlag f. Litteratur u. Kunst München

Druck von Fesse & Becker in Leipzig





8



This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.

A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.

Please return promptly.

DUE OCT 29 '36

51788.1.55

Hochzeit;

Widener Library

003747125



3 2044 087 283 222